



ORIENTIERUNG

Nr. 17 65. Jahrgang Zürich, 15. September 2001

ALS AM 3. JULI 1980 eine Gruppe von 23 Flüchtlingen aus El Salvador mit Hilfe von drei *coyotes*, d.h. bezahlten Führern, in einem Fußmarsch durch die Wüste von Arizona die Grenze zwischen Mexiko und den Vereinigten Staaten von Amerika überquerte, endete dieser Versuch, in den USA Asyl zu finden, in einer Katastrophe.¹ Beamte der amerikanischen Grenzbehörden (*U.S. Border Patrol*) griffen einen Mann und eine Frau auf, die sich auf der Suche nach Trinkwasser von der Flüchtlingsgruppe getrennt hatten, und sie suchten, durch Hinweise der Frau auf die zurückgelassenen Mitglieder der Gruppe aufmerksam geworden, intensiv nach diesen. Nach zwei Tagen fanden sie noch dreizehn Überlebende: Sieben Frauen und drei Männer, darunter einer der *coyotes*, waren inzwischen verdurstet; drei Männer konnten nie gefunden werden.

Der Fremde vor deinen Toren...

Die Nachricht über diesen katastrophalen Ausgang eines Fluchtversuches wirkte wie ein Katalysator auf die Bevölkerung in der Region um die Stadt Tucson (Arizona). Von den Überlebenden, die von Beamten der amerikanischen Einwanderungsbehörde INS (*Immigration and Naturalization Service*) als illegal in die USA eingereiste Ausländer in Haft genommen worden waren, um sie in ihr Herkunftsland abzuschicken, erfuhr sie von den schweren Menschenrechtsverletzungen (Entführung, Folter und Mord) durch Todesschwadronen und durch die Armee in El Salvador, die nach der Ermordung von Erzbischof Oscar A. Romero im März des gleichen Jahres einen neuen Höhepunkt erreicht hatten. Die Diözese von Tucson und die dortige *St. Mark's Presbyterian Church* leisteten die notwendigen Bürgschaften, so daß die Flüchtlinge aus der Haft entlassen werden konnten, um formell ein Asylgesuch einreichen zu können. David Sholin, der Pfarrer der *St. Mark's Presbyterian Church*, beließ es aber nicht bei dieser einmaligen Aktion. Er überzeugte die Ökumenische Arbeitsgemeinschaft der Kirchen von Tucson TEC (*Tucson Ecumenical Council*), einen Zusammenschluß von 65 katholischen und protestantischen Kirchen, davon, daß die Not der Flüchtlinge aus Zentralamerika eine nachhaltige Hilfsaktion erforderlich mache, und der TEC gründete daraufhin eine Arbeitsgruppe für Lateinamerika (TECTF). In der Folge unterstützte und koordinierte der TECTF die Rechtsberatung und die humanitäre Hilfe ihrer einzelnen Mitgliedskirchen. Er organisierte finanzielle Ressourcen für die zu leistenden Bürgschaften und für die anfallenden Anwaltskosten und baute ein landesweites Netzwerk zur Unterstützung seiner Arbeit auf. Ebenso wichtig war für den TECTF aber auch die kritische Auseinandersetzung mit der Flüchtlingspolitik des INS und die Information seiner Mitgliedskirchen über die politischen und sozialen Entwicklungen in den zentralamerikanischen Ländern. Im TEC arbeitete auch die private Hilfsorganisation *Manzo Area Council* mit, die sich zur Aufgabe gemacht hatte, mexikanischen Staatsbürgern Rechtshilfe zu leisten, die auf der Suche nach Arbeit ohne die notwendigen Visa in die Vereinigten Staaten einzureisen versuchten und dabei festgenommen wurden (*entry without inspection*). Dieser Zusammenarbeit mit einer humanitären Organisation, die ihren Schwerpunkt auf Rechtsberatung und -hilfe legte, entsprach auch die anfängliche Arbeitsweise des TECTF, den Flüchtlingen zu ermöglichen, ihren Asylantrag nach amerikanischem Recht zu stellen und sie dabei zu unterstützen. Im Verlaufe ihrer Kontakte mit dem INS machten aber die freiwilligen Helfer des TECTF immer mehr die Erfahrung, daß Flüchtlinge aus El Salvador kaum eine Chance hatten, Asyl zu erhalten, wie ihnen auch fast ohne Ausnahme ein «geduldeter Aufenthalt» für die Dauer des Bürgerkrieges (*extended voluntary departure*) verweigert wurde.² Immer mehr wurden sich die Helfer der Kluft zwischen den Informationen, die sie über Zentralamerika hatten, und den Begründungen, die der INS für seine ablehnenden Bescheide nannte, bewußt. In all seinen Aktivitäten verstand der TECTF sein Engagement ausdrücklich als eine von der religiösen Überzeugung seiner Mitglieder motivierte Antwort auf eine humanitäre Herausforderung. Dazu gehörte auch, daß sich Mitarbeiter des TECTF jede Woche vor den lokalen Büros des INS zu einer öffentlichen Gebetsstunde (*vigilia*) trafen.

IN MEMORIAM

Der Fremde vor deinen Toren... Zum Tode von Jim Corbett (1933–2001) – Zentralamerika in den achtziger Jahren – Die Situation an der US-amerikanischen und mexikanischen Grenze – Hilfe für die Flüchtlinge – Die Gründung des *Sanctuary*-Bewegung in Tucson – Der Prozeß der Einwanderungsbehörde gegen die Flüchtlingshelfer – Bürgerlicher Ungehorsam oder *civil initiative*.
Nikolaus Klein

GESELLSCHAFT/ETHIK

Kritik an der radikal-liberalen Markttechnologie: *John Rawls, James Buchanan* und das Theorieprogramm der «Neuen Interaktionsökonomik» bei *Karl Homann (Erster Teil)* – Rawls' Gerechtigkeitstheorie mit universalem Anspruch – Renaissance des vertragstheoretischen Denkens – Konstruktion eines ursprünglichen Naturzustandes als freies Mächtenspiel eigennutzorientierter Individuen – Rawlssches Differenzprinzip versus «Pareto-Kriterium» – Stärkung des Sozialstaates und Etablierung einer gesellschaftlichen Grundordnung – Buchanans libertäres Sozialstaatsprinzip – Vertraglich vereinbarte Ungleichheiten – Eine Sphäre individueller Tauschbeziehungen am Markt – Glaube an die «unsichtbare Hand» – Besitzstandswahrung und Delegitimierung der Demokratie – Klare Deklaration der Position.
Hermann-Josef Große Kracht, Münster/Westf.

MEDIEN/GESELLSCHAFT

Was einmal Geist hieß, wird von Illustration abgelöst: Der Weg des öffentlich-rechtlichen Fernsehens in die Beliebigkeit – Die Bedingungen des Berufs des Journalisten – Nachrichten werden gemacht – Zum Umgang mit Irrtümern und Fehlurteilen – Zum Problem der Selbstkritik – Flüchtigkeit der Ereignisse und der Nachrichten – Zur Strukturierung der Alltagserfahrung – Die Entwicklung der Massenmedien in Deutschland nach 1945 – Das System des öffentlich-rechtlichen Rundfunks – Dokumentationen und Fernsehspiele – Zum Verhältnis von Staat und Gesellschaft – Informationen werden zur Ware – Der Einfluß der privaten Sender und der Quoten-druck.
Rupert Neudeck, Troisdorf

LITERATUR/BRASILIEN

Auf der Spurensuche nach Gott: Ein brasilianischer Zauberberg von *Roberto Drummond* – Belo Horizonte im Staate Minas Gerais – Die Karriere des Lungenarztes Alberto Cavalcanti – Ein Davos in Brasilien – Die Entdeckung der modernen Antibiotika – Das Sanatorium als literarisches Nirgendwo – Das Schloß der Drummond – Die Geschichte eines Familiencians – Die Patriarchin und der Familienfluch – Die Suche nach dem Geruch Gottes – Inzest und «amour fou» – Die Erlösung des Werwolfs – Die historische Periode zwischen zwei Diktaturen in Brasilien.
Albert von Brunn, Zürich

Während die freiwilligen Helfer im Rahmen des TECTF ihren Beistand mit legalen Mitteln zu leisten versuchten, gab es immer mehr Einzelpersonen und Gruppen, die rasch die begrenzten Möglichkeiten dieser Hilfe erkannten und dafür andere Wege suchten. Als im Mai 1981 James A. Corbett und seine Frau Pat, ein Rancher-Ehepaar in Tucson, von einem Bekannten gebeten wurden, für einen illegal eingereisten und vom INS festgenommenen Flüchtling aus El Salvador die notwendige Bürgerschaft zu leisten, versuchten sie nicht nur, ihm unmittelbar beizustehen, sondern sie erkannten sehr rasch, wie Beamte des INS durch Tricks und der INS durch massive Erhöhung der Bürgerschaften es ihnen zunehmend schwieriger machten, den Flüchtlingen beim Stellen eines formellen Asylantrags zu helfen. In einem Brief vom 12. Mai 1981 an Mitglieder seiner Quäker-Gemeinde formulierte Jim Corbett die Vermutung, daß wirksame Hilfe für illegal in die USA eingereiste Flüchtlinge aktiven Widerstand (*active resistance*) gegen die Politik und die polizeilichen Maßnahmen des INS erfordern werde: «Ich spreche für mich, aber mir ist klar, wenn die amerikanische Regierung Flüchtlingen aus Zentralamerika das Recht auf Asyl verweigert oder wenn sie solch hohe Bürgerschaften verlangt, die unsere finanziellen Mittel übersteigen, bleibt uns nur der aktive Widerstand, um sie vor ihrem Schicksal zu bewahren. Die Schaffung eines Netzwerks von Engagierten in den USA wie in Mexiko kann die beste Vorbereitung für eine angemessene Reaktion sein. Ein Netzwerk? Quäker wissen, was ich damit meine.» In einem weiteren Brief vom 6. Juli 1991 begründete Jim Corbett seine Option mit dem Hinweis auf die in der biblischen Tradition geforderte Gastfreundschaft, die dem Fremden zu gewähren ist, und erinnerte daran, wie Basisgemeinden in Lateinamerika ihr politisches Handeln aus dem Glauben heraus begründen würden. Gleichzeitig erwähnte er die historische Tradition des *Sanctuary*, nämlich jenes Systems von Zufluchtsorten (*safe houses*) und «begleiteten» Fluchtwegen (*underground railway*), mit deren Hilfe unmittelbar vor dem Amerikanischen Bürgerkrieg Frauen und Männer entflohenen Sklaven die Flucht in jene Bundesstaaten möglich machten, in denen die Sklaverei aufgehoben worden war. Jim Corbett verstand unter *Sanctuary* im Unterschied zur antiken und mittelalterlichen Rechts tradition weniger einen Ort der Zuflucht bzw. ein *Rechtsinstitut* denn eine Gemeinschaft, die sich für ein Engagement für die Flüchtlinge verpflichtet hatte. So verband sich bei ihm das Verständnis von Glaubensgemeinschaft in der Tradition der Quäker (*congregational paradigm*) mit der Erinnerung an die Befreiung der Sklaven mit Hilfe der *underground railway*. In der Folge engagierte sich Jim Corbett auf mehreren Ebenen. Er erkannte sehr rasch, daß das schon seit längerer Zeit bestehende informelle Unterstützungssystem im Grenzgebiet Mexikos zu den USA dem Ansturm der Flüchtlinge nicht mehr genügen konnte. So koordinierte er sowohl auf dem mexikanischen wie dem US-amerikanischen Staatsgebiet ein Untergrund-Netzwerk von Helfern und Unterkünften. Ein erstes Treffen der in dieser Arbeit engagierten Freiwilligen fand im Herbst 1981 statt. Die Teilnehmer gaben sich den bewußt mit Kleinbuchstaben geschriebenen Namen *tucson refugee support group* (trsg), um zum Ausdruck zu bringen, daß sie damit keine offizielle Organisation gründen wollten. Aus diesem Treffen entstand ein Netzwerk, das als *Sanctuary*-Bewegung von Tucson in den ganzen USA bekannt werden sollte. Über dieses Engagement hinaus beherbergte Jim

¹ Zum ganzen Beitrag vgl. Ignatius Bau, *This Ground is Holy. Church Sanctuary and Central American Refugees*. Paulist Press, New York und Mahwah 1985; Hilary Cunningham, *God and Caesar at the Rio Grande. Sanctuary and the Politics of Religion*. University of Minnesota Press, Minneapolis und London 1995; Jim Corbett, *The Covenant as Sanctuary*, in: *Cross Currents* 34 (1984/85) 4, S. 391–404; Renny Golden, *Sanctuary and Women*, in: *Journal of Feminist Studies of Religion* 2 (1986) 1, S. 131–149.

² Von den im Jahre 1984 vom INS gegenüber Flüchtlingen aus El Salvador durchgeführten 13 373 Asylantragsverfahren wurden nur 328 (d.h. 2,5%) positiv beschieden. Im Unterschied dazu betrug die Anerkennungsrate für alle durchgeführten Verfahren 20,4% (8277 von 40621). Vgl. Robert F. Drinan, *The Sanctuary Movement on Trial*, in: *America* vom 24. August 1985, S. 81ff.

Corbett auf seiner Ranch illegal immer wieder Flüchtlinge, bis die stetig größer werdende Zahl seine Möglichkeiten überstieg. In dieser Situation bat er eines der führenden Mitglieder des TEC, Pastor John Fife von der *Southside Presbyterian United Church*, um Hilfe. Bei einer Abstimmung unter den Kirchenältesten gewann dieser eine Mehrheit zustimmender Voten für dieses Hilfsprojekt, und in der Folge fand eine Gruppe von Flüchtlingen in der *Southside Church* Herberge.

Anfang November 1981 erhielt ein Mitglied des TEC den Hinweis, daß dem INS die Hilfsaktionen von Jim Corbett und Pastor John Fife bekannt seien und daß man ein Strafverfahren gegen alle daran Beteiligten eröffnen werde, wenn sie ihre Tätigkeit nicht einstellen würden. In dem Schritt, die *Sanctuary*-Bewegung öffentlich zu machen, sah Pastor John Fife eine erfolgversprechende Antwort auf diese Drohung und auf die damit verbundene Gefahr, daß Mitglieder der *Taskforce* des TEC wegen Aus sagenverweigerung und damit wegen Mißachtung des Gerichts zu Gefängnisstrafen verurteilt werden könnten³, bevor die Arbeit der *Sanctuary*-Bewegung richtig begonnen hatte. Der Schritt in die Öffentlichkeit war für ihn ein Mittel, seine Mitbürger über die Folgen der Politik der eigenen Regierung in Zentralamerika zu informieren, zu deren Opfern die von ihm und seinen Freunden beherbergten Flüchtlinge gehörten. Aus diesem Grunde führte er während zwei Monaten mit seinen Gemeindemitgliedern eine Konsultation durch, und er konnte am 24. März 1982 die *Southside Church* in einem öffentlichen Akt zu einem *Sanctuary* erklären. Bis zum Ende des Jahres 1982 entstanden neue Zentren der *Sanctuary*-Bewegung in Mexico City, Chicago, Los Angeles, San Francisco, Seattle, New York und Boston. Im Sommer 1982 übernahm auf Bitten der Gruppe in Tucson die in Chicago beheimatete *Religious Task Force on Central America* (CRTF) die nationale Koordination aller Gruppen. Auf dem Höhepunkt der *Sanctuary*-Bewegung im Sommer 1987 waren in den Vereinigten Staaten 399 Gemeinden und Organisationen an dieser Form der Flüchtlingshilfe beteiligt.

Beamte des INS begannen mit der Überwachung der *Sanctuary*-Bewegung schon am Tag ihres ersten öffentlichen Auftretens. Nachdem die Bewegung immer mehr Boden gewinnen konnte und gleichzeitig in den nationalen Medien ein positives Echo fand, begann der INS mit geheimen Überwachungen (*undercover operation*) und eröffnete auf der Grundlage des auf diese Weise gesammelten Belastungsmaterials nach einem längeren Vorverfahren im Oktober 1985 schließlich das Hauptverfahren gegen elf ihrer Mitglieder. Sonderstaatsanwalt Donald Reno wollte mit diesem Prozeß eine abschreckende Wirkung erreichen. Darum klagte er nicht nur gegen die Führungsgruppe innerhalb der *Sanctuary*-Bewegung, u.a. gegen Jim Corbett und Pastor John Fife, sondern auch gegen Freiwillige, deren Engagement als marginal eingestuft werden konnte. Außerdem erreichte er es, daß Richter Earl Hamblin Carroll jede Berufung der Beschuldigten auf die religiösen Motive ihres Handelns nicht zuließ und daß die politische Lage in Zentralamerika während des Prozesses nicht erörtert werden durfte. Sechs Mitglieder der *Sanctuary*-Bewegung wurden der Verschwörung zum Schmuggeln von Flüchtlingen, zwei der Beihilfe für schuldig befunden; die restlichen wurden freigesprochen. Die ausgesprochenen hohen Haftstrafen wurden kurz nach dem Verfahren auf Bewährung ausgesetzt. Dem INS gelang es schließlich nicht, den Anspruch auf zivilen Ungehorsam (*civil disobedience*) noch die vor allem von Jim Corbett ins Spiel gebrachte Begründung, mit seinem Handeln werde er und nicht der INS den amerikanischen Gesetzen gerecht (*civil initiative*) vor der Öffentlichkeit als illegitim zu brandmarken.

Am 2. August 2001 ist Jim Corbett gestorben. In den letzten Monaten seines Lebens beriet er mit seinen Freunden darüber, für Flüchtlinge aus Haiti eine neue *Sanctuary*-Bewegung ins Leben zu rufen.

Nikolaus Klein

³ Kronzeugen, denen Straffreiheit zugesichert worden ist, können kein Zeugnisverweigerungsrecht in Anspruch nehmen. Im gegebenen Fall werden sie wegen Mißachtung des Gerichtes bestraft.

Kritik an der radikalliberalen Markttechnologie

John Rawls, James Buchanan und das Theorieprogramm der «Neuen Interaktionsökonomik» bei Karl Homann (1. Teil)

Als vor 30 Jahren John Rawls' voluminöse *Theory of Justice*¹ erschien, sollen die *broker* der *Wall Street* mit einem Sturm der Entrüstung reagiert haben: man verstand diesen fulminanten philosophischen Versuch einer selbstbewußten, mit dem Anspruch auf allgemeine Verpflichtungskraft auftretenden Gerechtigkeitstheorie als schweren Angriff auf die amerikanische Freiheit des Geldverdienens und kaum verhüllten Aufruf zum Sozialismus. Deshalb verwundert es kaum, daß Rawls' *opus magnum* nicht nur für eine unerwartete Renaissance des längst totgeglaubten vertragstheoretischen Denkens in der politischen Philosophie sorgte, sondern daß es vor allem auch etliche politisch-philosophische Gegenentwürfe nach sich zog. Neben der in Deutschland mittlerweile breit rezipierten Gegenbewegung des *Kommunitarismus* mit seinen nichtkontraktualistischen Gemeinschaftskonzepten² sind hier insbesondere einflußreiche *libertarians* wie Robert Nozick, David Gauthier oder James M. Buchanan zu nennen, denen es – konträr zu den Rawlsschen Intentionen – im Namen von Freiheit und Vertrag vor allem um eine radikale Zurückweisung des *welfare state* zu tun ist.

Rawls' Gerechtigkeitstheorie zeichnet sich dadurch aus, daß sie mit einem starken universalistischen Geltungsanspruch auftritt und dazu auf das erstmals von Hobbes durchgeführte Programm einer vertragstheoretischen Begründung politischer Normen und Institutionen zurückgreift. Ähnlich wie die Klassiker des Vertragsdenkens bemüht auch Rawls das Konstrukt eines ursprünglichen Naturzustandes (*original position*) freier und gleicher Individuen, um zu allgemein zustimmungsfähigen Normen und Prinzipien menschlichen Zusammenlebens zu gelangen. Im Anschluß an spiel- und entscheidungstheoretische Modelle, die in der anglo-amerikanischen, stark von utilitaristischen Elementen geprägten Ethik-Diskussion der Nachkriegszeit eine dominierende Rolle spielen, konstruiert er diesen Urzustand – anders als die eher vernunftrechtliche Tradition des europäischen Kontraktualismus, die nicht selten mit mehr oder weniger stark metaphysisch aufgeladenen Basisannahmen über das «Wesen» des Menschen arbeitet – explizit als ein von allen normativen Vorgaben freies Machtspiel eigennutzorientierter Individuen. Diese sollen sich – unter der Bedingung eines «Schleiers des Nichtwissens» (*veil of ignorance*) – in einem Macht- und Strategiespiel auf gemeinsame Regeln ihres späteren Zusammenlebens einigen. Da gemäß dieser Bedingung keiner der Spieler in der Ausgangssituation wissen kann, ob er im späteren gesellschaftlichen Leben eher arm oder reich, eher krank oder gesund, eher intelligent oder einfältig, eher mit schwarzer oder mit weißer Hautfarbe usw. geboren wird, wird jeder rationale Spieler zwar seine späteren Chancen durchaus optimieren, vor allem aber seine elementaren Lebensrisiken minimieren wollen. In dieser Situation werden sich die Spieler nach Rawls in ihrem aufgeklärten langfristigen Eigeninteresse auf einen Maximin-Maßstab einigen, der darauf zielt, allen ein nicht zu geringes Set an elementaren Schutz- und Sicherheitsgarantien, an Einkommen, Entfaltungschancen und Lebensmöglichkeiten zu bieten, weil jeder fürchten muß, später in eine möglicherweise sehr nachteilige Ausgangssituation «hineingeboren» zu werden.

Auf dieser Grundlage formuliert Rawls zwei elementare Gerechtigkeitsgrundsätze, auf die sich eigennutzorientierte Indi-

viduen als Ergebnis einer spieltheoretischen Rekonstruktion mutmaßlich einigen werden. Sie lauten (leicht gekürzt) als *Basisprinzip*: «Jeder hat Anspruch auf ein Paket gleicher Grundrechte und Grundfreiheiten, das mit demselben Paket für alle vereinbar ist»³; und als sogenanntes *Differenzprinzip*: «Soziale und wirtschaftliche Ungleichheiten müssen den am wenigsten Begünstigten den größtmöglichen Vorteil bringen.»⁴ Diese beiden Grundsätze sind für Rawls diejenigen, «die jemand als Plan für eine Gesellschaft wählen würde; in der ihm sein Feind einen Platz zuweisen kann».⁵

In ihrer normativen Zielrichtung hält Rawls' Gerechtigkeitstheorie soziale Ungleichheiten also durchaus für legitim, allerdings nur dann, wenn sie auch für die *least advantaged* noch reale Vorteile mit sich bringen. Denn er geht davon aus, daß es zahlreiche Situationen wirtschaftlicher Ungleichheit geben kann, in denen wachsender Reichtum für die Wohlhabenden auch für die Armen noch Wohlfahrtsgewinne impliziert, z.B. in wirtschaftlichen Wachstumsphasen, in denen umfangreiche Investitionen in den Produktionsbereich (neben den entsprechenden Investitionsgewinnen auf der Kapitalseite) auch den Armen – etwa in Form von sicheren Arbeitsplätzen oder durch höheres Steueraufkommen für die Finanzierung staatlicher Sozialleistungen – zugute kommen können. In diesem Hinweis auf die Dynamik eines wirtschaftlichen Wachstums, in dem es nicht um Nullsummenspiele geht, in denen Zuwächse auf der einen Seite also nicht unbedingt Verluste auf der anderen Seite bedeuten müssen, reflektieren sich elementare Einsichten einer ökonomischen Theorietradition, die darauf verweist, daß die Funktionslogik von Markt und Wettbewerb unter günstigen Rahmenbedingungen – neben den damit stets auch verbundenen sozialen Ungleichheiten – für die Gesellschaft insgesamt wohlfahrtssteigernde und reichtumsschaffende Effekte mit sich bringt.

Rawlssches Differenzprinzip versus «Pareto-Kriterium»

Allerdings darf das Rawlssche Differenzprinzip nicht mit dem bekannten Pareto-Kriterium der Wirtschaftswissenschaften verwechselt werden. Das auf den italienischen Nationalökonom und Elitentheoretiker Vilfredo Pareto (1848–1923) zurückgeführte, bei ihm selbst aber noch nicht anzutreffende Kriterium der Pareto-Effizienz verlangt, daß gesellschaftliche Veränderungen nur dann vorgenommen werden dürfen, wenn durch die intendierten Veränderungen mindestens ein Akteur besser, aber zugleich kein anderer schlechter gestellt wird als zuvor. Lange Zeit wurde dieses Kriterium, von dem Amartya Sen sagt, daß es «genau deswegen entwickelt (wurde), um an der Notwendigkeit von Verteilungsurteilen vorbeizukommen»⁶, allerdings überwiegend dazu benützt, prognostizierend für die Gesellschaft insgesamt möglichst optimale ökonomische Verteilungszustände zu berechnen. Dennoch kann dieses Merkmal aber auch als eine strikt individualistische Sperrklausel verwendet werden, nämlich als uneingeschränktes Vetorecht jedes einzelnen Wohlhabenden, dem durch eine (gesamtgesellschaftlich vielleicht sehr wünschenswerte) Reform ein konkreter materieller Schaden zugefügt werden könnte. In dieser Lesart läuft das Pareto-Kriterium auf eine kompromißlose *status quo*-Garantie und die kritiklose

¹ J. Rawls, *A Theory of Justice*. Cambridge 1971, dt.: Frankfurt 1975; vgl. dazu u.a. Otfried Höffe, Hrsg., *Über John Rawls' Theorie der Gerechtigkeit*. Frankfurt 1977.

² Vgl. dazu neben der nach wie vor grundlegenden Textsammlung in A. Honneth, Hrsg., *Kommunitarismus. Eine Debatte über die moralischen Grundlagen moderner Gesellschaften*. Frankfurt 1993, vor allem die Schriften Amitai Etzioni, der in gewisser Weise als der Kopf der US-amerikanischen *communitarians* gelten kann; vgl. etwa ders., *Die Verantwortungsgesellschaft. Individualismus und Moral in der heutigen Demokratie*. Berlin 1999.

³ Als solche gelten ihm *Freiheit, Chancen, Einkommen, Vermögen und die sozialen Grundlagen der Selbstachtung*; vgl. dazu J. Rawls, *Theorie der Gerechtigkeit* (Anm. 1), S. 81–83 und ders., *Politischer Liberalismus*. Frankfurt 1998 (am. 1993), S. 5.

⁴ Vgl. *Theorie der Gerechtigkeit*, S. 336 und *Politischer Liberalismus*, S. 6.

⁵ *Theorie der Gerechtigkeit*, S. 178.

⁶ A. Sen, *Ökonomische Ungleichheit*. Frankfurt-New York 1975, S. 19. (engl.: *On Economic Inequality*, Oxford 1973).

Zementierung herrschender sozialer Ungleichheiten hinaus.⁷ Während also das (in allen wirtschaftswissenschaftlichen Studiengängen zum Pflichtstoff der ersten Semester gehörende) Pareto-Kriterium in diesem Sinne als unumstößliche Umverteilungsblockade fungiert, entfaltet das Rawlssche Differenzprinzip eine entgegengesetzte Stoßrichtung: Sozioökonomische Ungleichheiten sind hier nämlich immer nur dann gerechtfertigt, wenn jede mögliche Reform, die die Situation der *least advantaged* verbessern würde, andere in eine mindestens ebenso schlechte Position brächte. Partielle Schlechterstellungen der Wohlhabenden, etwa durch progressive Einkommenssteuern, sozialstaatliche Umverteilungsmaßnahmen oder wirtschaftspolitische Interventionen, sind also durchaus legitim, ja sie sind genau genommen für Rawls sogar moralisch geboten, wenn sie dazu beitragen, daß die bisher Benachteiligten dadurch besser gestellt werden und die Armut in der Gesellschaft sich verringert. Das Rawlssche Differenzprinzip ergänzt das klassische Pareto-Kriterium also gewissermaßen um eine Anonymitätsbedingung⁸, die die individualistische Sperrklauselfunktion dieses Kriteriums aufhebt und soziale Reformen auch dann normativ auszeichnet, wenn die Frage, welche *konkreten* Gesellschaftsmitglieder jeweils besser oder schlechter gestellt werden, qua Anonymisierung ausgeblendet wird. Unter dieser Anonymitätsbedingung, die als solche – im Unterschied zu einem «besitzstandswahrenden» Individualismus – sowohl den ethischen Basisüberzeugungen des utilitaristischen Denkens der anglo-amerikanischen Tradition als auch dem in Europa stärker ausgeprägten natur- und vernunftrechtlichen Postulat der prinzipiellen Gleichheit aller Menschen entspricht, erfüllt also auch die Rawlssche Gerechtigkeitstheorie das wirtschaftswissenschaftliche Kriterium der Pareto-Effizienz. In ihrer normativen Stoßrichtung zielt sie aber unübersehbar auf eine Stärkung des Sozialstaates und die Etablierung einer gesellschaftlichen Grundordnung, die den Zukurzgekommenen eine möglichst gute Mindestausstattung sichert. Insofern ist Rawls' Theorie der Gerechtigkeit unmittelbar anschlussfähig für eine christliche Gesellschaftsethik, die sich der biblischen «Option für die Armen» verpflichtet weiß und von diesem *starting point* aus im Rahmen ausdifferenzierter Gegenwartsgesellschaften nach realisierbaren Reformperspektiven Ausschau hält.

Buchanans libertäre Sozialstaatskritik

Um den unliebsamen politisch-praktischen Umverteilungs-Konsequenzen der Rawlsschen Gerechtigkeitstheorie zu entgehen, haben sich schon bald die so genannten *libertarians* auf den Weg gemacht, eine Gegenoffensive zu starten und mit den von Rawls wiederentdeckten Mitteln der Vertragsphilosophie nun gerade einen Abbau des *welfare state* zu fordern. Neben Robert Nozicks einflussreicher Schrift *Anarchy, State and Utopia*⁹, die für einen strikten Minimalstaat plädiert und jede Form von Umverteilung schlicht als Rechtsbruch und Diebstahl wertet, ist hier vor allem James M. Buchanans Werk *Limits of Freedom*¹⁰ zu nennen, denn in dieser Schrift wird nicht nur explizit eine vertragstheoretische Alternative zu Rawls formuliert, sondern – im Kontext der neue-

ren *Public choice*-Ökonomie¹¹ – zugleich auch eine umfassende ökonomische Theorie des Rechts und der Politik vorzulegen versucht.

Buchanans Staatstheorie beruht im Kern auf einer fundamentalen Differenzierung: er unterscheidet zwischen einem reinen Rechtsschutzstaat (*protective state*) und einem ihm nachgeordneten Leistungsstaat (*productive state*), der öffentliche Güter für die Bürger zur Verfügung zu stellen hat. Dieser hat sich aber mit all seinen Aktivitäten stets gegenüber dem ihm moralisch-normativ vorgeordneten Rechts(schutz)staat zu legitimieren. Im Unterschied zu Rawls verzichtet Buchanans Rekonstruktion des ursprünglichen Naturzustands – um einer größeren Realitätsnähe willen – auf die egalitäre Fiktion eines *veil of ignorance* oder ein anderes externes Gerechtigkeitskriterium. Deshalb sind die Menschen für ihn auch nicht «von Natur aus» bzw. «im Naturzustand» frei und gleich; vielmehr verfügen sie von Anfang an über eine unterschiedliche Ausstattung an Körperkräften, Fähigkeiten, faktischen Herrschaftsbefugnissen und materiellen Reichtümern. In diesem ursprünglich ungleichen Naturzustand, der – ähnlich wie bei Hobbes¹² – auch für die Starken aufgrund mangelnder Rechtssicherheit permanente Unsicherheit, Not und Gefährdung bedeutet, schließen die um Macht, Reichtum und Einfluß konkurrierenden Menschen realiter erst dann Verträge untereinander, wenn sich eine konkrete Situation ergeben hat, in der beide bzw. alle beteiligten Seiten Vorteile aus einem solchen Vertrag ziehen können. Dies kann z.B. dann der Fall sein, wenn der Stärkeré gegenüber dem Schwächeren sich vertraglich zum Verzicht auf weitere Repression bereit erklärt und im Gegenzug vom Unterworfenen die Anerkennung seiner Herrschaft und bestimmte vereinbarte Leistungen erhält. In all diesen Fällen realer Vertragabschlüsse – Buchanan spricht hier vom «natürlichen Gleichgewicht» – erweist sich der Vertrag für alle Beteiligten als vorteilhaft: Der Starke spart die Kosten für weitere Repressionsdrohungen und der Schwache die für weitere Verteidigungsmaßnahmen, so daß er sich im *status quo* einrichten kann und die Sicherheit hat, zumindest mit dem Leben davonzukommen. Buchanan scheut sich in diesem Zusammenhang übrigens auch nicht, explizit sogar die Sklaverei zu rechtfertigen: «Es kann allerdings sein, daß die Individuen, die über größere Fähigkeiten verfügen, nicht in erster Linie beabsichtigen, andere Personen zu töten. Noch erstrebenswerter erscheint der Zustand, in dem die «Schwachen» zwar Güter produzieren dürfen, die «Starken» sich aber alle oder fast alle Produkte aneignen. Unter solchen Bedingungen können Ähnlichkeiten zwischen dem Abrüstungsvertrag, der möglicherweise ausgehandelt wird, und dem Sklavereivertrag auftreten, in dem die «Schwachen» damit einverstanden sind, für die «Starken» Güter zu produzieren im Austausch gegen ein wenig mehr als die nackte Existenz, die ihnen unter anarchischen Verhältnissen nicht sicher ist. Ein Sklavereivertrag würde – wie die anderen Verträge auch – individuelle Rechte festlegen, und im Ausmaß seiner gegenseitigen Anerkennung wäre die Gewähr für wechselseitige Vorteile gegeben, wenn als Folge davon die Aufwendungen für Verteidigung und Eroberung zurückgingen.» (Buchanan 1984, 86)

Vertraglich vereinbarte Ungleichheiten

Die im Stadium des «ursprünglichen Gleichgewichts» vertraglich vereinbarten Regeln betreffen – wahrscheinlich sehr unterschiedlich verteilte – Güter und Besitzstände, Herrschafts- und Verfügungsrechte, Gehorsams- und Leistungspflichten usw. Dennoch gelten sie für Buchanan in einem strikt dezisionistischen

⁷ So distanziert sich etwa Karl Homann explizit von der «traditionellen Verwendung des Paretokriteriums in der Wohlfahrtsökonomik, wo es auf «soziale Endzustände» bezogen ist», um dieses Merkmal nun streng auf «Regeln» anzuwenden (vgl. ders., Die gesellschaftliche Funktion kirchlicher Sozialverkündigung: Perspektiven für das 21. Jahrhundert, in A. Habisch u.a., Hrsg., Umweltethik und Entwicklungsprobleme: Die ökonomische Perspektive. Münster 1997, S. 173–216, 193 Anm. 10).

⁸ Vgl. dazu Thomas Pogge, John Rawls. München 1994, S. 53f.

⁹ R. Nozick, *Anarchy, State and Utopia*. New York 1974; dt.: München o.J. (1976); vgl. dazu Peter Koller, *Neue Theorien des Sozialkontrakts*. Berlin 1987, S. 135–186, und Wolfgang Kersting, *Die politische Philosophie des Gesellschaftsvertrags*. Darmstadt 1994, S. 292–320.

¹⁰ James M. Buchanan, *Limits of Freedom. Between Anarchy and Leviathan*. Chicago-London 1975; dt.: Tübingen 1984 (im Folgenden: Buchanan 1984); vgl. dazu Koller (Anm. 9), S. 187–242, und Kersting (Anm. 9), S. 321–351.

¹¹ Vgl. dazu einführend u.a. die Hinweise bei Ingo Heinemann, *Public choice und moderne Demokratietheorie*. Frankfurt u.a. 1999.

¹² Dies allerdings bezeichnenderweise ohne dessen egalitaristische Stoßrichtung, denn bei Hobbes herrscht im Naturzustand bekanntlich eine Art *Bedrohungsgleichgewicht*, zu dessen Bändigung allen Gesellschaftsmitgliedern *gleiche* Grundrechte zu gewährleisten sind. Diese normative Egalitätsunterstellung findet sich bei Buchanan nicht, vgl. dazu u.a. Koller (Anm. 9), S. 220–225.

Zugriff unmittelbar als «gut» und «gerecht», weil sie zwischen autonomen Individuen frei vereinbart wurden.¹³ Sie müssen ihre Legitimität also nicht noch einmal an einem externen Gerechtigkeitskriterium, etwa einem vorgegebenen Natur- oder Vernunftrecht oder dem Unwissenheitskriterium eines fiktiven Urzustandes erweisen. Allein von diesen ursprünglichen Verträgen – Buchanan spricht hier vom «konstitutionellen Vertrag» bzw. vom «Verfassungsvertrag» – leitet sich die Existenzberechtigung und das primäre Aufgabenfeld des Staates her, denn ohne ein starkes staatliches Gewaltmonopol, das auf der Grundlage der vereinbarten konstitutionellen Rechte für wechselseitige Rechtsbefolgung, für *law and order* sorgt, wären solche Verträge wegen mangelnder Rechtssicherheit natürlich nicht einmal das Papier wert, auf dem sie stehen. Damit ist klargelegt – und dies liegt Buchanan besonders am Herzen –, daß «der Staat auf die Aufstellung oder Definition dieser Rechte selbst keinen Einfluß» (ebd., 17) haben darf. Er fungiert lediglich als ein strikt neutraler Schiedsrichter, der selbst keinerlei gesetzgeberische Funktion hat und deshalb auch «durch die herkömmlichen legislativen Institutionen nicht angemessen verkörpert» (ebd., 98) wird. Er hat keine andere Kompetenz als die, genau diejenigen Regeln zu überwachen, auf die sich die Spieler vorher geeinigt haben, denn – so illustriert Buchanan anschaulich – «auch in einem Basketballspiel räumt der Schiedsrichter nicht willkürlich den kleineren Spielern einen Freiwurf ein» (ebd., 136).

Der *protective state* sichert also die real ausgehandelten Eigentums- und Verfügungsrechte zwischen den Individuen ab und konstituiert eine private, vom Staat nicht zu beeinflussende Sphäre individueller Tauschbeziehungen am Markt, in der die Menschen ungehindert und selbstbestimmt ihren Geschäften nachgehen können. In diesem Sinne hat also der den Staat stiftende Verfassungsvertrag den Zweck, «der geordneten Anarchie den Weg zu ebnen und die Grundlage dafür zu schaffen, daß die Individuen Handel und Tausch sowohl in einfachen als auch in komplexen Formen treiben können. Nach der Festlegung und Anerkennung einer Rechtsordnung können die Individuen ihre Ausgaben für Verteidigung und/oder Eroberung von Gütern reduzieren, sich ihren Geschäften widmen und durch frei ausgehandelte Verträge ihren Wohlstand erhöhen.» (ebd., 72) In dieser normativen Auszeichnung der «geordneten Anarchie» spiegelt sich der naiv-optimistische – und durch gegenläufige historische Erfahrungen nicht irritierte – Glaube an die überlegene Steuerungsfähigkeit der *invisible hand*, mit der der schottische Moralphilosoph Adam Smith (1723–1790) im 18. Jahrhundert die Funktionslogik der Marktwirtschaft beschrieben hatte und der nach dem Ende der staatssozialistischen Gesellschaften eine unerwartete Renaissance erlebt. Der freie Markt Wettbewerb führt demnach zwar auch zu steigenden gesellschaftlichen Ungleichheiten und zu (allerdings nur vorübergehenden) Härten und Verarmungsprozessen bei den Verlierern von Modernisierung und Umstrukturierung; vor allem aber setzt er aus seiner immanenten Funktionslogik heraus permanente Impulse zum Wirtschaftswachstum und damit zur Steigerung der gesellschaftlichen Wohlfahrt frei und vermag so dauerhaft den «Wohlstand der Nationen» zu fördern.¹⁴

¹³ Nur am Rande sei hier erwähnt; daß schon Leo XIII. in *Rerum Novarum* (1891), der ersten Sozialenzyklika des päpstlichen Lehramtes, gegen die radikalliberale Idee von «Vertragsgerechtigkeit» zu Felde zog und betonte, daß auch beim «freien» Arbeitsvertrag «eine Forderung der natürlichen Gerechtigkeit bestehen (bleibe), die nämlich, daß der Lohn nicht etwa so niedrig sei, daß er einem genügsamen, rechtschaffenen Arbeiter den Lebensunterhalt nicht abwirft. Diese schwerwiegende Forderung ist unabhängig von dem freien Willen der Vereinbarenden.» (RN 34)

¹⁴ Vgl. Adam Smith, *An Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of Nations*; dt.: *Der Wohlstand der Nationen. Eine Untersuchung seiner Natur und seiner Ursachen*. München 1978 u.ö. In der aktuellen Smith-Renaissance wird allerdings gerne vergessen, daß Smith die Funktionsfähigkeit seiner *invisible hand* streng an bestimmte Voraussetzungen gebunden hat, etwa an intakte *moral sentiments* der Wirtschaftsbürger und einen eingelebten *public spirit* der politischen Gemeinschaft; vgl. dazu u.a. Reiner Manstetten, *Das Menschenbild der Ökonomie. Der homo oeconomicus und die Anthropologie von Adam Smith*. Freiburg-München 2000, bes. S. 234ff.

Besitzstandswahrung und Delegitimierung der Demokratie

Erst wenn sich herausstellen sollte, daß die durch den Verfassungsvertrag institutionalisierte private Marktgesellschaft gesellschaftliche Probleme, deren Regelung im Interesse aller liegt, nicht zu lösen vermag, kommt der oben erwähnte *productive state* ins Spiel. Dieser wird somit erst dann relevant, wenn «(1) die Individualrechte im konstitutionellen Vertrag zugeordnet und (2) alle Tauschgewinne bei privaten oder teilbaren Gütern im engeren Sinne ausgeschöpft worden sind» (ebd., 50). Gäbe es in der Welt nur private Güter, die sich angemessen über den Markt tauschen und «zuteilen» lassen, wobei durch das freie Spiel von Angebot und Nachfrage für eine optimale Ressourcenallokation gesorgt wäre, dann wäre Buchanans Theorieprogramm hiermit abgeschlossen. Da es aber auch öffentliche bzw. unteilbare Güter und Dienstleistungen gibt wie etwa (durch die Apparate von Militär, Polizei und Justiz zu gewährleistende) Rechtssicherheit oder das Gut einer gesunden Umwelt, für deren angemessene Bereitstellung der Staat zu Hilfe genommen werden muß, ist hier noch eine zweite Ebene einzufügen: die postkonstitutionellen Verträge und der durch sie gestiftete Leistungsstaat. Hier müssen nun angemessene «Regeln des kollektiven Entscheidungsprozesses, die für die Beschaffung öffentlicher Güter und für die Aufteilung der entstandenen Kosten gelten» (ebd., 100), aufgestellt werden. Dabei ist offensichtlich, daß von der staatlichen Bereitstellung öffentlicher Güter in der Regel die «Armen» einer Gesellschaft überproportional profitieren, während die «Reichen» – etwa über eine progressive Einkommenssteuer – überproportional zur Finanzierung dieser Leistungen herangezogen werden. Der *productive state* steht somit vor dem Problem, zunächst seine «verfassungsvertragliche» Legitimität ausweisen zu müssen.

Buchanan besteht deshalb darauf, daß auch im postkonstitutionellen Vertrag, der die Aufgaben und die Finanzierung des *productive state* regelt, eigentlich die Einstimmigkeitsregel zu gelten hat, denn auch hier sind für ihn natürlich wie im Verfassungsvertrag zunächst und vor allem die jeweils geltenden Herrschafts- und Eigentumsrechte zu schützen. Andernfalls unterliegt der Reiche bei der staatlichen Festsetzung von Sozialleistungen und Steuersätzen «demselben Zwang, den ein Dieb auf ihn ausübt, der ihm im Central Park die Brieftasche stiehlt» (ebd., 62). Aus Praktikabilitätsgründen formuliert er jedoch eine Ersatzregel: von der Einstimmigkeit dürfe immer dann abgewichen werden, wenn politische Entscheidungsverfahren so angelegt sind, daß sie «Ergebnisse garantieren, die auch bei Einstimmigkeit hätten erreicht werden können. (...) Das bedeutet, gemessen in Nutzengrößen, die Ergebnisse müssen alle Angehörigen der Gemeinschaft besser stellen als vor der Entscheidung.» (ebd., 63) Dieses Kriterium vermag für Buchanan *de facto* das Einstimmigkeitsprinzip zu erfüllen, da sich auch für denjenigen, der möglicherweise nicht zustimmen will, «sein Nettonutzen aufgrund seiner Beteiligung am Kollektiv dennoch vergrößert» (ebd.). Legitim kann der *productive state* also nur in dem Maße sein, wie er allen Gesellschaftsmitgliedern, auch den Wohlhabenden, materielle Vorteile bringt, die sie ohne seine Existenz nicht hätten. Damit ersetzt also das inhaltliche Kriterium der «Nutzenoptimierung für alle» das Verfahren der Mehrheitsentscheidung und okkupiert somit das normative Legitimitätspotential des demokratischen Verfahrensprinzips. In der Konsequenz bedeutet dies nichts weniger als einen Frontalangriff auf die Legitimität der Demokratie, da an die Stelle der formalen Prozeduren demokratischer Entscheidungsfindung nun auch gleich die mathematisch-ökonomische Kalkulationskompetenz der *Public choice*-Ökonomen treten könnte, die die Berechnung der je individuellen Nettonutzen für alle ja ohnehin erfolgreicher leisten können als demokratische Organe und Institutionen der Republik.

Die politische Stoßrichtung dieser Konzeption ist offensichtlich: Zunächst geht es Buchanan um eine massive Beschneidung der Reichweite des *productive state*, im Klartext: um eine nahezu vollständige Delegitimierung des Sozialstaates – und um eine

damit verbundene Delegitimierung der Demokratie. Der Leistungsstaat unterliegt – mag die reale Not der Armen in der Gesellschaft auch noch so schreiend sein – per se engsten Grenzen. Aufgrund des primären Verfassungsvertrags darf die Regierung niemals von sich aus, etwa aus eigenen Gerechtigkeitsintuitionen, Gesetze und Regelungen mit Umverteilungscharakter erlassen, da hier der konstitutionell gesicherte Bereich der *property rights* tangiert wird und Nettoverluste eines einzelnen grundsätzlich unstatthaft sind. Wirtschafts- und sozialpolitische Interventionsmaßnahmen können überhaupt nur dann Legitimität beanspruchen, wenn von vornherein absehbar ist, daß sie für alle, also auch für die «Reichen und Schönen», einen Nutzengewinn mit sich bringen.¹⁵ Buchanan macht deshalb auch keinen Hehl daraus, daß sein Konzept «der Tätigkeit des bürokratischen oder Regierungsapparates in vielen Belangen die Legitimität abspricht» (ebd., 120); ja mehr noch: er sieht das amerikanische politische System durch die allgegenwärtige Tendenz zu «einer Ausbeutung des Individuums via Besteuerung» (ebd., 147) gekennzeichnet, klagt darüber, daß es in den USA «nur wenig wirksame Schranken gegen die steuerliche Ausbeutung von Minder-

¹⁵ Dabei wäre zum einen sicherlich an die staatliche Gewährleistung von Rechtssicherheit durch die Finanzierung einer starken Präsenz von Militär und Polizei zu denken; zum anderen wäre hier möglicherweise aber auch eine staatliche Gewährung des Existenzminimums für die Ärmsten der Armen ins Spiel zu bringen, denn auch dadurch ließe sich der öffentliche soziale Frieden fördern – und das käme wiederum auch den Wohlhabenden insofern zugute, als diese sich dann auch weiterhin «auf die Straße trauen» können und weniger Angst vor Alltagskriminalität haben müßten. Zu dieser möglichen Perspektive einer «Sozialstaatsbegründung» äußert sich Buchanan aber nicht weiter. Wie dem auch sei: im Kontext der Buchananschen Theorie könnte man den Ärmsten der Armen jedenfalls wohl nur eine sinnvolle politische Handlungsmaxime vorschlagen: ihr «Drohpotential» in Szene setzen und die möglichen «Kosten» der Wohlhabenden erhöhen. Postuliert Buchanan damit im Klartext nicht brennende Geschäftsviertel und brutale Raubzüge in die Villenvororte? Vgl. dazu auch den Rekurs auf die «normenbegründende» Kraft eines empirischen «Defektierungspotentials» in K. Homann, A. Suchanek, *Ökonomik. Eine Einführung*. Tübingen 2000, S. 425f., das dort als «ökonomische Begründung für grundlegende normative Rechte» firmiert.

heiten mittels regulärer demokratischer Verfahren» (ebd., 221) gäbe, sieht «die Individualrechte den Launen von Politikern unterworfen» (ebd., 231) und fabuliert sich in seinem Ärger über die hohe Steuerbelastung derart in Rage, daß er über viele Seiten nur haarscharf am chauvinistischen Stammtischniveau einer plumpen Politiker-Schelte vorbeischrämmt.

Am Ende kommt er zu dem Ergebnis, daß durch die ständige Aufblähung der Administration und der Regierungstätigkeit «die alles verschlingenden Elemente des Staates» (ebd., 232) immer bedrohlicher werden und die Demokratie zu ihrem eigenen *Leviathan* mutiert, wenn nicht endlich eine «konstitutionelle Revolution» (ebd., 20, 247 u.ö.) ausbricht, die den Staat in seine Schranken verweist und dem ursprünglichen Verfassungsvertrag wieder Geltung verschafft. Denn: «Wenn die Verantwortlichen keinen Respekt vor ihren Grenzen haben, was kann man dann von denen erwarten, die durch ihre Anordnungen Einschränkungen unterworfen sind? Wenn Richter die Achtung vor dem Recht verlieren, warum sollten dann die Bürger die Richter achten? Wenn individuelle Rechte staatlicherseits einer willkürlichen Konfiszierung ausgesetzt sind, warum sollen dann die Individuen ihrerseits darauf verzichten, nach der Legitimität der Herrschaft zu fragen?» (ebd., 234)

Der eigentümliche Charme dieses – im Kontext des Bonner Grundgesetzes wohl schlicht als verfassungsfeindlich zu beurteilenden¹⁶ – Umsturzkonzepts liegt darin, daß Buchanan das zentrale Anliegen seiner Schriften, die Diffamierung des umverteilenden demokratischen Sozialstaates und die normative Auszeichnung eines rauen individualistischen Ellbogenkapitalismus, in keiner Weise zu camouflieren versucht; vielmehr legt er diese Zielrichtung mit einer geradezu brutalen Selbstverständlichkeit offen, die in dieser Form vielleicht nur in Amerika möglich ist. (2. Teil folgt) *Hermann-Josef Große Kracht, Münster*

¹⁶ Neben Art. 20,1 GG «Die Bundesrepublik Deutschland ist ein demokratischer und sozialer Bundesstaat» wäre hier auch auf Art. 72,2 GG hinzuweisen, in dem von der «Herstellung gleichwertiger Lebensverhältnisse im Bundesgebiet» die Rede ist.

Was einmal Geist hieß, wird von Illustration abgelöst

Der Weg des öffentlich-rechtlichen Fernsehens in die Beliebigkeit

Es gibt in den Gesellschaften West- und Mitteleuropas ein Unbehagen über die Medien. Dieses Unbehagen darf und kann sich nicht äußern. Es darf sich nicht äußern, weil die Meinungs- und Äußerungsfreiheit ein Grundpfeiler der westlichen, demokratisch verfaßten Republiken und Staaten ist, die wie der Augapfel der Verfassung gehütet werden. Das, so möchte der Autor dieses Artikels hinzufügen, ist auch gut so. Dieses Unbehagen kann sich nicht äußern: es ist ein Unbehagen des Publikums. Das Publikum hat keine eigenen Publikationsorgane, mit denen es sich wehren oder äußern kann. Es darf das Abonnement kündigen, den Radio- oder Fernsehapparat abschalten, Leser-, Hörer- oder Zuschauerbriefe schreiben. Das alles reicht nicht hin, um das tiefe Unbehagen zu artikulieren, das schon seit Jahren zu spüren ist. Manchmal äußert es sich klar und hell, dann wirkt es aber kafkaesk. Bundestagspräsident Wolfgang Thierse hat in seiner Frankfurter Rede zur Verleihung des Ignatz-Bubis-Preises sich dahingehend geäußert:¹ die unendliche Abfolge der Darstellung von abnormen Scheußlichkeiten, Morden, Massenmorden, Verkehrskarambolagen führe in dieser geballten Konzentration zu einem anderen Weltbild. Das müsse sich ändern. Jeder, der dem Präsidenten des Bundestages lebhaft Beifall spendete, wußte, daß er damit nur eine schöne Illusion beklatschte.

Das Publikum soll sich auch nicht äußern. Denn die Bedingtheit des Berufes des Journalisten ist eine merk-würdige. Ich spreche

vorsichtig, weil ich selbst betroffen bin. Wir haben nicht wie Wissenschaftler Zeit und Spielraum genug, eine Sache, eine Affäre ausreichend zu beleuchten. Wir sind in beengte Formate und begrenzte Zeiten hineingezwungen. Diese Bedingtheit des Berufes, was man «la condition journalistique» nennen könnte, schreit geradezu nach einer Entlastung: «Ich habe mich geirrt!»

Die Berufsgruppe also, die sich auf Grund ihrer Arbeitsbedingungen statistisch am häufigsten irrt, ja irren muß, ist der Stand der Journalisten. Dieser Stand hat aber eine spezifische Schwäche, die seiner Stärke genau entspricht. Auf Grund seiner herausragenden Stellung gelten die Äußerungen eines Journalisten eben mehr als die des Normalbürgers. Die Schwäche: Ein Journalist «kann sich nicht irren». Journalisten verstehen «sich irren» eben nicht als *humanum est*, sondern als Niederlage, die abgewehrt werden muß. Das Formal- und Materialobjekt des Journalismus ist herauszufinden, wie etwas gewesen ist, wie es sich jetzt darstellt und was daraus werden kann. In Wirklichkeit werden Nachrichten und Berichte mittlerweile von Regierungen, Verbänden und Parteien auch gehandelt. Dazu kommt, daß der Konkurrenzdruck dazu treibt, die Grenzen des Anstands und der Diskretion immer weiter hinauszuschieben.

Nachrichten werden gemacht

So brechen sie denn ein, wie Heuschreckenschwärme, deren man sich kaum erwehren kann: Ich zitiere aus dem Buch «Ende der Gesundheit. Bericht über die medizinische Lage der Welt» von

¹ Vgl. Wolfgang Thierse, *Deutschland zwischen Befund und Befinden*, in: *Frankfurter Rundschau* vom 17. Januar 2001, S. 7.

Laurie Garrett:² «Am Sonntag, den 14. Mai 1995 charterte eine Gruppe von dreiundzwanzig Reportern ein altes Flugzeug, das sie von Kinshasa nach Kikwit bringen sollte. Nach der Landung auf der von Rissen übersäten Rollbahn schwärmten die Reporter gleich aus. – Obwohl sie sich in Kikwit nicht auskannte, fand die Horde mit dem instinktiven Gefühl alterfahrener Afrika-Journalisten schon bald das Team des entscheidenden Arztes im Trakt 3 des Krankenhauses. Die Wissenschaftler waren völlig überrumpelt. Niemand von ihnen hatte auch nur einen Gedanken an die Medien verschwendet, vor allem deshalb, weil die vielen Epidemien und Katastrophen Afrikas in den Fernsehnachrichten in Nordamerika, Westeuropa nur selten mehr als eine paar Minuten pro Jahr einnahmen.» Albert Camus müßte, würde er Anfang dieses Jahrhunderts leben, seinen Roman «Die Pest» umschreiben. Der Journalist Rambert würde die entscheidende Sensationsgeschichte aus Oran nach Paris durchgeben. Er würde den Arzt Dr. Rieux so lange bekneien, bis er in die Isolierabteilung des Krankenhauses von Oran hineindürfte, um dort einen *scoop* zu haben, eine Weltsensation: die ersten Bilder der verröchelnden Pestkranken in Oran. Der *scoop*, ein ins Deutsche nicht übersetzbares Wort, das ist das, was jeder Journalist herbeisehnt: von einer Sache zu erfahren, die niemand sonst auf der ganzen Welt weiß. Ich übertreibe? Kaum. Die Ärzte in Kikwit konnten sich vor sechs Jahren der Horde nicht erwehren. Die Fotografen wollten natürlich Aufnahmen von den Patienten machen. Aber diese Station war eine Isolierabteilung. Die meisten Patienten waren zu schwach, um ihre Einwilligung zu geben. Der leitende Arzt Dr. Calain äußerte Bedenken. Was sind Bedenken bei einer «Horde von Journalisten»? Nichts: «Die Gemüter erhitzten sich, man schrie sich an. – Calain warf einen Locher nach einer Fotografin der Presseagentur Reuters ... Die Fotografin schürfte sich im Tumult ihr Knie auf dem möglicherweise kontaminierten Boden auf. Daß man sie nach Kinshasa zurückkehren ließ, verstieß gegen die Richtlinien zur Infektionsverhütung.» Glücklicherweise war diese Fotografin nicht infiziert, obgleich das niemand wußte, als sie von Kikwit nach Kinshasa flog.

Meine *erste* These: Der Journalismus in einer demokratischen Gesellschaft braucht eine Äußerungsmöglichkeit, Irrtümer nicht nur zu bekennen, sondern sie neugierig zur Kenntnis bringen zu können. Diese müßte institutionalisiert werden. Die publizistischen Standesverbände bzw. die freiwillige Selbstkontrolle der Medien in Mitteleuropa haben angesichts dieser Aufgabe nicht ausreichend funktioniert. Sie wurden immer wieder Opfer der oben beschriebenen Mentalität des Journalistenberufes. Der Journalismus bzw. die Medien sind die un-definierteste und gefährlichste, schönste und hoffnungsvollste Größe in einem demokratischen Rechtsstaat. «Gar mancher kommt vom Lesen der Journale», hat Johann Wolfgang von Goethe gesagt, und er meinte damit etwas Abschätziges, ja intellektuell Unanständiges. Die «Journale» sind eben Produkte für den Tag. Nichts sei langweiliger, heißt es im Journalismus, als die Zeitung von gestern.

Flüchtigkeit und Strukturen

Die Flüchtigkeit des Journalismus und seiner Produkte ist die spezifische Differenz zu andern Äußerungsformen, die uns Menschen zur Verfügung stehen. Die Medien und der Journalist verstehen diese Flüchtigkeit aber nicht als Mangel, als etwas, das zu korrigieren wäre. Im Gegenteil: jede Redaktionskonferenz im Rundfunk, beim Fernsehen und in jeder Zeitung beginnt im Tages- oder Wochenwechsel immer wieder neu mit dieser Flüchtigkeit. Die Flüchtigkeit ist geradezu das, was die Medien auszeichnet. Es gibt einige wenige Haltepunkte, die wie kleine Pfeiler zerstörter Brücken im Strom Widerstand leisten, ohne ihn aufhalten zu können, und an denen sich Journalisten festhalten. Zum Beispiel gibt es die Jubiläumsdaten: jemand wird 100 Jahre alt, jemand ist genau 100 Tage im Amt, oder sein Todestag reicht

² Laurie Garrett, Ende der Gesundheit. Bericht über die medizinische Lage der Welt. Berlin 2001.

300 Jahre in die Geschichte zurück. Plötzlich erfährt der Leser von Zeitungen etwas über Alfred Döblin oder über Ferdinand Gregorovius und seine «Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter», über Nicolo Machiavelli oder Paul Hindenburg. Fast umgekehrt proportional erscheinen diese langen Abhandlungen im Verhältnis zu jenen kurzen Schnipseln, mit denen die Aktualität abgekupfert wird.

Dem steht der andere Charakterzug der Medien und des Journalismus gegenüber: Sie sorgen für die Lebendigkeit und Brisanz des aktuellen gesellschaftlichen Gesprächs. «Hast Du das gelesen?» oder «Haben Sie das gestern gesehen?» Solche Sätze sind markante Stützpfiler des Gesprächs einer Gesellschaft mit sich selbst, die ohne diese Medien sehr viel ärmer wäre. Einen ganzen Tag in einem totalitären Land zu verbringen, in dem es nur einige von Staatspropagandisten gefertigte Zeitungen gibt, sorgt für genügend Sehnsucht und Lust, wieder den unordentlichen und nach Aktualität jagenden Betrieb zu mögen und zu lieben.

So stehen wir Zeitgenossen dem Medien-Betrieb mit gespaltener Zunge und gespaltener Seele gegenüber. Rechtlich sieht die Geschichte nicht viel besser aus. Wir preisen die Medien neben der Legislative als dem höchsten Ausdruck der Volkssouveränität, neben der von den Parlamenten mehr oder minder gut kontrollierten Exekutive und neben der Judikative als die vierte Gewalt im Staat. Nirgendwo hat bisher ein Verfassungsjurist, geschweige denn eine geschriebene Verfassung es unternommen, diese vierte Gewalt zu kodifizieren. Dies würde eine rechtliche Festlegung der Rahmenbedingungen ihrer Arbeit und möglicher Sanktionen bedeuten. Eine solche Festlegung wäre aber für die journalistische Arbeit verhängnisvoll.

Nun gilt das mehr oder weniger für alle modernen westlichen und demokratisch verfaßten Gesellschaften. Da die Wahrheit aber konkret ist, will ich im Folgenden die Medien in der Bundesrepublik Deutschland untersuchen. Meine *zweite* These bezieht sich deshalb auf die Bundesrepublik Deutschland: Wir sind schlechter informiert, nachdem das sogenannte Monopol der öffentlich-rechtlichen Sendeanstalten aufgegeben wurde.

Die Deutschen haben nach der «Stunde Null» (die keine war, ich benutze den Ausdruck als Chiffre für das Jahr 1945) ein ganz neues – eher brutisches Mediensystem aufoktroiert bekommen. Und dieser *octroi* war für die Deutschen ein großer Gewinn. Er bestand in einem System der elektronischen Medien, d.h. dem Hörfunk und von den sechziger Jahren an dem Fernsehen; das durch das Grundgesetz als unabhängig von Staat und Kommerz konstituiert war. Ich behaupte, daß diese Zeit die Hoch-Zeit der deutschen elektronischen Medien und ihrer journalistischen Arbeit gewesen ist. Der relative Niedergang begann mit der Durchbrechung des einstigen Monopols für die öffentlichen rechtlichen Sendeanstalten, die komplementär mit den im freien Wettbewerb agierenden Print-Medien das Gesamt der Medien-Gesellschaft Bundesrepublik Deutschland bildeten.

Als das Fernsehen noch das Fernsehen war...

In dieser Zeit gab es eine regelrechte Informations-Gesellschaft. Der Ausweg, d.h. das Zappen zwischen bis zu 45 Kanälen, war noch verbaut. Kommerz- und Staatseinfluß waren gebändigt. Beides ist seit etwa 20 Jahren nicht mehr der Fall. Die Gründerväter des Systems, wie es sich in den fünfziger Jahren in Deutschland konstituierte, sprechen von der Zeit, «als das Fernsehen noch das Fernsehen war!»

Peter von Zahn, der Doyen der Auslandskorrespondenten des Rundfunks und Fernsehens in Deutschland, starb am 26. Juli 2001 in Hamburg. Er war der erste Auslandskorrespondent, der von 1951 an den Duft der weiten großen Welt, vor allem der Vereinigten Staaten von Amerika, den deutschen Zuhörern brachte. Er war eines von den großen Talenten, die sich in den öffentlich-rechtlichen Sendern sammelten; wie in einer politisch-publizistischen *académie allemande*.

Wenn man sich einmal ansieht, wer alles mit herausragenden künstlerischen und publizistischen Leistungen beim NWDR,

das war der gemeinsame Sender der britischen Besatzungszone, sammelte, der wird es nicht für übertrieben halten, diesen Sender als eine Clearingstelle und Kadenschmiede für Intellektuelle wie Angehörige der politischen und kulturellen Klasse zu halten. Wer weiß noch, daß Martin Walser mit Filmen und Sendungen beim Süddeutschen Rundfunk in Stuttgart seine Laufbahn begann? Wer ahnt, was sich alles an publizistischen Talenten in Köln in der Intendanz von Klaus von Bismarck, in München beim Bayerischen Rundfunk in der Zeit des Intendanten Christian Wallenreiter, in Bremen bei Radio Bremen in der Zeit des großen ehemaligen Kinofilm-Produzenten Hans Abich versammelte, der wird dieser Zeit nicht ohne eine gewisse Wehmut nachtrauern. Nach dem großen Kahlschlag des Zweiten Weltkriegs und der grauenhaften Nazizeit waren es nicht nur akademisch gebildete, sondern auch autodidaktische Talente, die im Journalismus ganz besonders wichtig und belebend waren wie u.a. Werner Höfer. Die Generation der großen Reporter, Berichterstatter, Filmemacher stirbt aus. Interessant ist, daß alle, die sich an Peter von Zahn erinnern, sich weniger an sein Äußeres als an seine unverwechselbare Stimme erinnern.

Inzwischen haben sich auch die öffentlich-rechtlichen Sender in das Bett der Quoten gelegt, mit immer schlimmeren Auswirkungen. Wir sahen jüngst wieder einen Fernsehbericht über Nordkorea, der bei seiner Erstaussstrahlung 1981 im Hauptprogramm der ARD zur besten Sendezeit um 20.15 Uhr in einer Länge von 45 Minuten ausgestrahlt wurde. Der damalige Korrespondent der ARD in Tokyo, Peter Krebs, hatte nach jahrelangen Bemühungen als erster westlicher Fernsehjournalist Zugang zu Nordkorea bekommen. Es war kurz nach der Publikation eines der merkwürdigsten Berichte aus der Zeit des «Revolutions-tourismus» (Hans Magnus Enzensberger), nämlich des Reiseberichts von Luise Rinser. Peter Krebs beschreibt nicht nur die Bruchstücke des Landes, die er zu sehen bekommen hatte, er läßt auch im Rahmen seines Fernsehfilms aufscheinen, welche Hindernisse es für den Reporter gab, damit er ja nichts Alltäglichen, nämlich die Armut, die Entbehrungen und das Frieren, im Film dokumentieren konnte.

Ein solcher Film von 45 Minuten Dauer im Hauptprogramm des Fernsehens der ARD wäre heute nur schwer möglich. Die Auslandskorrespondenten von ARD und ZDF müssen sich bei ihren Angeboten und Anfragen regelmäßig nach der Decke strecken. Der anspruchsvolle aufklärende Impetus wird dem Medium abhanden kommen, wenn es nicht zu einer inneren Reform an Haupt und Gliedern fähig ist. Ging es im alten öffentlich-rechtlichen System doch wirklich darum, das Publikum zureichend und qualitativ hochstehend, nicht akademisch zwar, aber dennoch verständlich aufzuklären. Die Informationen über die deutschen und internationalen Angelegenheiten hatten ein Niveau erreicht, das wahrscheinlich in keiner anderen westlichen Demokratie – vielleicht mit Ausnahme von Großbritannien – je wieder erreicht wurde. Außerdem gab es – man kann sich nur noch die Augen reiben, so phantastisch klingt das heutzutage – «Schutz-zonen» für die Information. Ein populäres oder auch billiges Unterhaltungsprogramm durfte nicht gegen die großen aufklärenden politischen Magazin- und Nachrichtensendungen gesetzt werden.

Die zweite große Säule war das Fernsehspiel, also der Film. Der deutsche Kinofilm hat als Kunst-Form überhaupt nur dank der zum Teil genialen Spürtalente im Fernsehen, zumal in den Fernsehspielanstalten in Köln, Hamburg, München, Stuttgart, Baden-Baden und Frankfurt, überlebt. Was dieses System auszeichnete, war die regionale Vielfalt dieser Sender im Verbund der ARD. Später kam als zentrale, aber ebenso klar als öffentlich-rechtlich verfaßte Anstalt das ZDF in Mainz hinzu. Die ganz großen, mittlerweile bis Hollywood und Bollywood (Hollywood in Indien) gerühmten Talente des deutschen Films wie Rainer Fassbinder, Wolfgang Petersen, Wim Wenders und Werner Herzog haben ihre ersten großen Versuche mit dem Geld, mit den Studios und dem großen künstlerischen Verständnis der Fernsehspiel-Redakteure machen können.

Eine Radiostation gehöre «im Grunde niemand»

Die Gründung des Zweiten Deutschen Fernsehens (ZDF) hat den Deutschen gezeigt, wie gefährdet das System immer schon war, wegen einer ihrer Nationaleigenschaften, nämlich der viel zu starken Betonung der Rolle des Staates auf Kosten der Gesellschaft. Wie unentbehrlich der *octroi* durch die westlichen, zumal die britischen Besatzungs-offiziere gewesen war, macht die Rede klar, die der damalige liberale Ministerpräsident von Baden-Württemberg, Reinhold Maier, am 22. Juli 1949 im Landesparlament gehalten hat:³ «Der deutsche Standpunkt – gegenüber den Alliierten – konnte sich nur unter Bedenken der Auffassung anschließen, daß eine Radiostation im Grund genommen niemand gehöre, daß niemand eine Verantwortung trage und daß niemand Einfluß auszuüben habe. Wir waren der Ansicht, daß irgend jemand Träger eines solchen Unternehmens sein müsse. Wir haben uns der höheren Einsicht gefügt und warten nunmehr das Ergebnis des Experiments ab. Die Bevölkerung hält die Regierung, wie wir immer wieder erfahren, für das verantwortlich, was beim Stuttgarter Rundfunk vorgeht. Die Bevölkerung möge davon Kenntnis nehmen, daß seit 1945 bis heute und wiederum von heute an die Regierung keine Mitwirkungsrechte auszuüben hat, daß sie in den Gremien dieser Rundfunkanstalt nicht aktives, ja nicht einmal passives Mitglied ist.»

Das zeigt das ganze Ausmaß der geistesgeschichtlichen Devianz, in der in Deutschland der Staat immer als omnipotent anerkannt wurde und die Gesellschaft als zweiter Pol und zweite Säule keine ausreichende Rolle spielte. Deshalb kam auch der von Reinhold Maier zitierte «deutsche Standpunkt» automatisch nach Beendigung des Besatzungsstatuts durch Bundeskanzler Konrad Adenauer zum Tragen. K. Adenauer ging ganz selbstverständlich davon aus, daß die eigene Regierung (und der Staat) ein eigenes Verlautbarungsorgan und damit einen Fernseh- und zwei Hörfunksender (Deutsche Welle und Deutschlandfunk) unterhalten müsse. 1960 begann der Aufbau des Deutschland-F Fernsehens als Staatssender, und das Bundesverfassungsgericht hatte alle Mühe, mit einer Normkontrollklage und einem höchstrichterlichen Urteil den deutschen Regierungschef davon abzuhalten, einen eigenen Staatsrundfunk zu schaffen.⁴

Die Ware Information

Die bewährte Rundfunkordnung wurde zerschlagen. Der Markt eroberte die Ware Nachricht, Kultur und Unterhaltung.⁵ Auch die beiden Kirchen haben sich an der Zerschlagung des Monopols beteiligt. Kurzsichtig erschienen ihnen die existierenden Sender als zu links, zu wenig heimelig und offen für die Belange der Religion und der christlichen Verkündigung, so daß sie sich gern der Welle der Privatsender anheimgaben. Das Ergebnis ist bekannt. Eine Abschwächung des kommerziellen Charakters der Sender hat nicht eingesetzt – wie das in Großbritannien der Fall ist. Dort hat sich mit ITV nach dem großen Vorbild der BBC eine private Station gebildet, die sich ganz auf die journalistischen

³ Hans Bausch, Rundfunk in Deutschland. Band 3. Rundfunkpolitik nach 1945. München 1980, S. 104.

⁴ Vgl. das «Fernsehurteil» des Bundesverfassungsgerichts vom 28. Februar 1961. Das Urteil hält fest, daß Artikel 5 des Grundgesetzes verlange, «daß dieses moderne Instrument der Meinungsbildung weder dem Staat noch einer gesellschaftlichen Gruppe ausgeliefert wird. Die Veranstalter von Rundfunkdarbietungen müssen also so organisiert werden, daß alle in Betracht kommenden Kräfte in ihren Organen Einfluß haben und im Gesamtprogramm zu Wort kommen können, und daß für den Inhalt des Gesamtprogramms Leitgrundsätze verbindlich sind». Erst durch die Gründung eines Unternehmerfernsehens und durch das vormals aus Luxemburg sendende RTL wurde diese Struktur des Rundfunks ange-tastet.

⁵ Vgl. Thomas Meyer, Mediokratie. Die Kolonisierung der Politik durch die Medien (edition suhrkamp 2204). Frankfurt/M. 2001; Andreas Dörner, Politainment. Politik in der medialen Erlebnisgesellschaft (edition suhrkamp 2203). Frankfurt/M. 2001.

Formate eingelassen hat. Mit ihr sind die deutschen Privatsender und ihre Programme in gar keiner Weise vergleichbar.

Das sind nicht Resultate von Schicksalsschlägen. Das öffentlich-rechtliche System hat weiterhin das gesamte Potential, in großer Souveränität gegenüber seinen Besitzern, den Gebührenzahlern, seine Programme zu machen. Diese Sender sind nach einem Wort des früheren Intendanten des WDR, Freiherr von Sell, im Besitz des Publikums und der Öffentlichkeit. Sie können deshalb nicht für ein Linsengericht an Popularität oder Sensationsschere veräußert werden. Es bedarf aber in den öffentlich-rechtlichen Sendern neuer Korsettstangen.

Meine *dritte* These lautet: Die öffentlich-rechtlichen Sender sind immer noch das Wertvollste, was wir in der Publizistik in Deutschland, möglicherweise in ganz Europa, haben. Dieses System kann aber nur erhalten bleiben, wenn es sich erneuert. Die Verwaltung hat einen viel zu großen Teil dieser Sendeanstalten okkupiert. Die Gehalts- und Tarifordnungen der Medien müßten heruntergefahren werden. Daß jemand wie ich als Journalist im Vorruhestand sich so gut situiert befindet, deutet auf eine Verbeamtung der Journalisten hin. Die Programme sind außerhalb aller Verhaltenskodices, die früher beim Eintritt in den Beruf des Journalisten einem nahegebracht wurden, wenn in politischen Sendungen (die man merkwürdigerweise als Sendeformat «Magazine» nennt) Jagd auf Minister gemacht wird, weil ein Journalist eine hohe Einschaltquote erreichen und damit groß herauskommen möchte. Es gab früher ungeschriebene Gesetze bei Hörfunk und Fernsehen, die auch von der qualitativ anspruchsvollen Presse beachtet wurden. So zum Beispiel das Recht jedes Befragten, zu erklären, daß er nicht bereit sei, Fragen zu beantworten.

Ich hatte in einiger Empörung in einem Zeitungsartikel geschrieben: «Wenn unser Journalismus, zumal der, den wir Bürger und Zuschauer mit unseren Gebühren bezahlen – nicht bald an Haupt und Gliedern sich ändert und reformiert wird, bin ich als Bürger und Zuschauer für den Gehühnenstreik.» Das ist ein letztes Mittel. Ich denke, die Sender haben die Kraft, sich selbst aus dem Sumpf zu ziehen, in den sie sich selbst gebracht haben. Sie brauchen eine Programmstrukturreform, bei der nicht mehr ausschließlich auf die Quoten geschielt wird. Eine Programmdirektion, die wie Unilever oder Siemens arbeitet, kann den Programmbetrieb auf diese Weise nicht weiter leiten. Es bedarf einer regelrechten Umkehr: Nicht zurück zu den alten Zuständen, die sind nicht mehr wiederholbar. Aber doch zu ganz neuen Überraschungen in den Programmen. Wenn erst mal eine große Sendung für die sogenannten guten Nachrichten eingerichtet wird, werden die «Tagesschau» der ARD und die «heute»-Sendung des ZDF die Attraktivität begreifen. Der Fernsehfilm hat seine Zukunft noch vor sich.

Meine *vierte* These lautet: Die freiwillige Selbstkontrolle der Print-Medien, von der ich seit 30 Jahren weiß, aber nie erfahren habe, daß sie in irgendeiner Weise effektiv arbeitet, leistet das nicht, was notwendig wäre, damit die Medien wieder ihre alte Position in Deutschland einnehmen können.

Ich besinne mich noch auf die endlosen Debatten, ob wir denn in Deutschland auch so etwas Seichtes wie die Talk-Show einführen können. Die ersten großen Sendeversuche mit Dietmar Schönherr, Hans Jürgen Rosenbauer, Reinhard Münchenhagen und Walter Schmieding wurden noch von einem hochbegnadeten Dokumentaristen wie Klaus Wildenhahn begleitet, der im Auftrag und auf Kosten des Fernsehens das Entstehen der deutschen Variante eines US-amerikanischen Sendetyps unterstützte. «Der Mann mit der roten Nelke» hieß der Film, der damals entstand. Günter Rohrbach, einer der ganz Großen des Fernsehfilms, sagte damals, bei Sendungen dieser Art bestehe die Gefahr, daß «die Unterhaltung nicht politisch und die Politik immer unterhaltsamer gemacht wird». Können wir uns heute vorstellen, daß das Problem des Hungers in der Welt während einer ganzen Woche in fünf oder sechs Fernsehspielen eindrucksvoll so behandelt würde, wie das den Sendern in einer ganzen Woche mit dem US-amerikanischen Film «Holocaust» gelang? Ihm gelang es, die

Burg Rothenfels 2001

«Du sollst keine anderen Götter haben...» (Ex 20,3). Die vielen Götter und der eine Gott – mit **Prof. Dr. Erich Zenger** vom 5.–7. Oktober 2001.

«Emmanuel Levinas: Das Ich als Zeuge». Philosophische Einführung in ein Lebenswerk – mit **Dr. Susanne Sandherr** vom 19.–21. Oktober 2001.

Selbst schuld? Der dunkle Zusammenhang von Erkrankung und Schuld – mit **Dr. Matthias Beck** (München), **Prof. Dr. Gerd Rudolf** (Heidelberg), **Erhard Weiher** (Mainz), **Prof. Dr. Jean Pierre Wils** (Nijmegen) vom 9.–11. November 2001.

«Gott liebt es, sich zu verstecken». Die theologische Herausforderung des Werkes von Hartmut Lange – mit **Hartmut Lange** (Berlin), **Prof. Dr. Karl Josef Kuschel** (Tübingen), **Prof. Dr. Hartmut Steinecke** (Paderborn) und **Dr. Sebastian Kleinschmidt** (Berlin) vom 23.–25. November 2001.

Information und Anmeldung: Burg Rothenfels, 97851 Rothenfels, Tel.: 09393-99999, Fax: 99997, E-Mail: Verwaltung@Burg-Rothenfels.de

Gesellschaft stärker aufzurütteln als jedes zeitgeschichtliche Buch oder jede Dokumentation. Könnte man sich vorstellen, die Gefährdung der amerikanisch beherrschten Globalisierung durch eine mehrteilige Spielszene in Form eines «Faction» darzustellen, um uns selbst zu allererst auf den Prüfstand zu stellen? «Faction» heißt in Anlehnung an die englische Bezeichnung «fiction» ein amphibisches Zwischending zwischen reiner Fiktion und realistischer Dokumentation. Man sollte sich das vorstellen, denn die durch Gebühren finanzierten Sender sind frei vom Druck des Staates wie des Kommerzes.⁶ Sie können sich für neuartige Sendeformen und inhaltlich für andere Programme entscheiden. Sie müssen sich nur entscheiden wollen! Das liegt nicht am Geld. Knappe Kassen wären Ausgangspunkt für eine Reform der Programme. So wie einer der besten Journalisten des 20. Jahrhunderts, der polnische Afrika-Reporter Ryszard Kapuscinski, es schrieb. Er mußte sich kurz fassen und erlebte mehr als andere. Er mußte um Cents feilschen und war deshalb den Habenichtsen in Afrika sehr nahe:⁷ «Ich war Afrika-Korrespondent einer sehr armen polnischen Nachrichtenagentur. Um den Staatsstreich in Nigeria 1964 zu beschreiben, hatte ich genau 100 Dollar zur Verfügung. Ein Telex kostete 50 Cent pro Wort. Mir standen also 200 Worte – das sind eine Seite – zur Verfügung, um ein derart kompliziertes Ereignis zu beschreiben. Ich mußte also äußerst sparsam umgehen mit den Worten, so entstand keinerlei Versuchung zu einem barocken Stil!»

Ein Dilemma der Medien in Deutschland besteht in der Höhe der Vergütung derer, die festangestellt sind. Ich habe das System bis zum Vorruhestand ausgekostet und habe immer zuviel verdient. Im Verhältnis zu den wirklichen Malochern im eigenen Lande und den Schmuttelkindern in Osteuropa, Afrika, Asien, Lateinamerika haben wir schon mit unserem zu üppigen Luxus den eigenen Beruf verloren und können kaum noch wirklich in Kontakt von gleich zu gleich eintreten, der Ryszard Kapuscinski noch möglich war.

Rupert Neudeck, Troisdorf

⁶Erinnert sei an die hohe Kultur der Fernsehspiele und der Dokumentation, auch nachgestellter, präzise recherchierter Dokumentarspiele in den siebziger Jahren. Spartenkanäle wie «arte» und «Phoenix» können dies nicht ersetzen. Die Geschichte dieser Fernsehspiele ist erst noch zu schreiben, wie z.B. die Fernsehspiel-Dokumentation «Nachrede auf Klare Heydebreck» (1969) über den Selbstmord einer vereinsamten Berliner Rentnerin oder «Emden geht nach USA» über die bevorstehende Verlagerung des Emdener VW-Werkes in die USA (1975/1976).

⁷Ryszard Kapuscinski, Die Erde ist ein gewalttätiges Paradies. Reportagen, Essays, Interviews aus vierzig Jahren. Berlin 2000, S. 210.

Auf der Spurensuche nach Gott

Ein brasilianischer Zauberberg von Roberto Drummond

«O Stadt der Tuberkulose / Mikroben ohne Zahl / O Stadt der Tuberkulose / Brasiliens Lungenhospital»¹

Belo Horizonte, die Hauptstadt des Staates Minas Gerais, war in den Jahren 1930 bis zur Entdeckung des Streptomycins das Zentrum der Tuberkulose-Therapie in Brasilien: Bleiche Männer und Frauen trafen am Bahnhof der *Central do Brasil* ein und verteilten sich auf Sanatorien, Hotels und Gasthöfe auf der Suche nach Heilung. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts war die Schwindsucht noch immer die Volksseuche schlechthin und galt als unheilbar. Zunächst hatte die Schulmedizin wenig an Behandlungsmethoden aufzuweisen. Erst mit der Anwendung der Röntgenstrahlen und – ab 1882 – des *Pneumothorax* (Gasbrust) von Carlo Forlanini stiegen die Heilungschancen. Dennoch starben in den Jahren 1900–1920 70 Prozent der Offentuberkulösen nach ein- oder mehrmaliger Sanatoriumskur innerhalb von zehn Jahren.² Dieses traurige Schicksal schien auch dem jungen Arzt Alberto Cavalcanti (1891–1951) vorbestimmt zu sein: aus einer traditionellen Familie in Recife (Pernambuco) stammend, hatte er 1911 sein Medizinstudium in Rio de Janeiro begonnen, als ihn vor dem dritten Propädeutikum das Schicksal in Gestalt der Schwindsucht ereilte. Er mußte sein Studium abbrechen, und seine Lehrer rieten ihm zu einem Kuraufenthalt in Davos-Dorf. In nur neun Monaten wurde er als geheilt entlassen. Inzwischen war jedoch der Erste Weltkrieg ausgebrochen, und Alberto Cavalcanti mußte sein Studium an der Universität Zürich beenden. Als er 1922 nach Brasilien zurückkehrte, sollte er vom Zauber der Berge, von der seltsamen Faszination der Liegekur, der Disziplin des Sanatoriums nicht mehr loskommen. Er wurde zum bekanntesten brasilianischen Lungenspezialisten und gründete 1925 das nach ihm benannte *Sanatório Cavalcanti*, wo er die weiße Pest bis zu seinem Tod (1951) bekämpfte.³ Belo Horizonte mit seinem gemäßigten Klima ohne Nebel, Smog oder schädliche Dämpfe, mit geringer Feuchtigkeit und wenig Wind galt als idealer Klimakurort und wurde stets mit Davos verglichen.⁴ Als Prominentenarzt und bedeutender TB-Experte findet Alberto Cavalcanti Eingang in den Roman «O Cheiro de Deus» (Der Geruch Gottes)⁵ von Roberto Drummond, der im Juli in Rio de Janeiro erschienen ist.

Davos in Minas Gerais

«Belo Horizonte war eine Sanatoriumsstadt und empfing Männer und Frauen – weiß wie Kreide (...). Am Fuß der *Serra do Curral* gelegen, eines Gebirgszuges, der die Stadt beschützte, als würde sie von dem feindlichen Heer des Generals Koch belagert (...) war Belo Horizonte fast so gut wie Davos (...). In Belo Horizonte gab es Heilstätten für jeden Geldbeutel. Die Reichen bezogen das *Sanatório Hugo Werneck*, ein weißes Gebäude, umgeben von einem Park, in dessen Bäumen die Vögel sangen (...). Die Armen bevorzugten das *Sanatório Morro das Pedras*, in dem ein Lautsprecher jeden Nachmittag in voller Lautstärke Ravels *Bolero* spielte (...). Um fünf Uhr nachmittags stieg das Fieber der Kranken auf 41 Grad. Es waren ihrer so viele und sie husteten so schrecklich, daß Catula zu ihrer Großmutter meinte, die Stadt selbst sei im Delirium, werde vom Fieber geschüttelt.»⁶

¹ Roberto Drummond, *O Cheiro de Deus*. Objetiva, Rio de Janeiro 2001, S. 220.

² Karin Naumann, *Bergverzaubert. Die Lungenmetropole Davos und ihre skandinavischen Dichter*, in: *Schweiz 1998. Beiträge zur Sprache und Literatur der deutschen Schweiz*. Hrsg. Gérard Krebs (Der Ginko-Baum; 16). Finn Lectura, Helsinki 1998, S. 244–266.

³ Lourival Ribeiro, Alberto Cavalcanti, in: *Tisiólogos ilustres*. Editorial Sul Americana, Rio de Janeiro 1955, S. 151–157.

⁴ Alberto Cavalcanti, *Belo Horizonte e seu clima*. Breiner, Belo Horizonte 1948.

⁵ S. Anm. 1.

⁶ S. Anm. 1, S. 219–20, 231.

Im 20. Jahrhundert entwickelt sich das Sanatorium zum literarische Nirgend-Ort, einem Punkt außerhalb der großen Städte, einem Modell, in dem sich gesellschaftliche Widersprüche, Dekadenz-Visionen und der Untergang einer Klasse – des Bürgertums – trefflich in Szene setzen lassen. Die Anstalt, die den Rahmen für diese literarische Selbstbespiegelung abgibt, ist keineswegs für die minderbemittelte Bevölkerung erstellt. Es sind luxuriöse Häuser – auf halbem Weg zwischen Kurhotel und Krankenhaus – mit einem windgeschützten Hauptgebäude, einer nach Süden ausgerichteten Liegehalle und umgeben von einem großen Park, weit entfernt vom Lärm der Stadt. Dieses Sanatorium kennt weder Aristokraten noch Proletarier, es ist eine durch und durch bürgerliche Institution, die mit der Erfindung der Liegekur durch Hermann Brehmer (1826–1889) beginnt und mit dem Streptomycin (1944) endet. Die Metaphern für diese Institution entsprechen den ambivalenten Gefühlen ihrer Patienten: Kloster ohne Glauben, Luxuskreuzer im Gebirge, Ort der Verbannung, Gefängnis. Austritt und Tod stellen die beiden möglichen Zielpunkte dieses Prozesses dar.⁷

Ist dieses *Arkadien der Krankheit*⁸, wie wir es aus dem *Zauberberg* von Thomas Mann oder dem Briefwechsel Franz Kafkas kennen, in Europa schon ein fragwürdiges Idyll, das in einer völligen Desillusionierung zu gipfeln pflegt, so fällt das Bild in Brasilien noch negativer aus: die hier vorherrschende Metapher ist der Kerker: das elegante *Sanatório Hugo Werneck* wird mit der Gefängnisinsel Ilha Grande vor der Küste Rio de Janeiros verglichen, auf der damals die politischen Häftlinge festgehalten wurden.

Das prominenteste Opfer der Tuberkulose in Roberto Drummonds Roman ist *Felipa Guimarães*, eine Tochter aus gutem Hause. Mit anderthalb Jahren wohnt sie dem ersten Ehestreit zwischen Vater und Mutter bei. Jahrelang wird sie sich während Fieberschüben und Hustenanfällen an die Auseinandersetzungen zwischen ihren Eltern erinnern. Der Grund sind stets die Seitensprünge des Vaters. Mit fünf Jahren entdeckt Felipa ein probates Mittel, um den Zank der Eltern zu beenden: sie spuckt Blut. Die Mutter kann und will nicht glauben, daß die Tochter schwindsüchtig ist – damals gleichbedeutend mit einem Todesurteil: die nächtlichen Schweißausbrüche seien nur Angst vor Gespenstern, der Husten nichts weiter als eine verschleppte Bronchitis. Dr. Alberto Cavalcanti konfrontiert die Eltern mit der tristen Wahrheit und rät ab von einer Reise nach Davos: das Mädchen werde die Einsamkeit in den Schweizer Bergen nicht ertragen; in Belo Horizonte werde genauso gut für sie gesorgt. Aber Felipa will nicht gesund werden. Da fällt ihrem Vater etwas ein: er bezahlt einen Galan, der seiner Tochter den Hof machen soll. Das Mittel wirkt: Felipa schluckt ihre Medikamente und wird bald entlassen. Doch die Freude ist nur von kurzer Dauer: die verlorenen Jahre lassen sich nicht zurückholen, für Felipa kommt das Streptomycin zu spät.

In Ermangelung einer effizienten Therapie vor der Entdeckung der ersten Antibiotika entwickelte der bürgerliche Staat eine Reihe von Strategien, um die Seuche – wenn nicht auszurotten – so zumindest geographisch und sozial in Schranken zu halten. Für den Patienten war die Diagnose *Lungenpfeifer* nicht nur gleichbedeutend mit seinem physischen Tod. Er wurde vielmehr mit einer Strategie der sozialen Marginalisierung und Ausgrenzung konfrontiert: oftmals verbot man ihm zu heiraten, seine berufliche Karriere war ruiniert: er erlebte den sozialen Tod, noch bevor der Bazillus seine Lungen zerstört hatte. Für Felipa ist der schlimmste Moment gekommen, als sie sich nach bestandenerm Abitur der *High Society* von Belo Horizonte beim sogenannten *Baile das Debutantes* präsentieren will. Ihre Mutter läßt ihr ein

⁷ Vera Pohland, *Das Sanatorium als literarischer Ort. Medizinische Institution und Krankheit als Medien der Gesellschaftskritik und Existenzanalyse*. Bern 1984, S. 8–10, 29, 61, 84–87, 188.

⁸ Ebd., S.172.

teures Ballkleid aus Paris einfliegen. Da taucht ein anonym Brief auf, in dem Felipa als unheilbar Tuberkulose denunziert wird. Aus dem Fest wird nichts, das Kleid bleibt im Schrank.⁹ Der literarische Modernismus hatte sich in Südamerika um die Jahrhundertwende medizinische Anschauungen zunutze gemacht, wonach bestimmte Krankheitsformen mit dem Genie und der künstlerischen Kreativität einhergehen und daraus das Bild des Bohème-Künstlers der Dekadenz geschaffen, der in einem ambivalenten Zwischenreich der Tuberkulose lebte. Im Gegensatz zum bürgerlichen Staat, der die hehren Werte der Hygiene proklamierte, entstand das Bild des lateinamerikanischen Künstlers als Verkörperung der Dekadenz. Die tuberkulöse Frau wurde zum Schönheitsideal, das Sanatorium zum Elfenbeinturm des Künstlers, der sich – wie die Schwindsüchtigen – auf die Reise machte, um am Rande der bürgerlichen Gesellschaft nach einer Alternative für den grassierenden Materialismus zu suchen. Lesen wurde zur unheilbaren Krankheit, die von Generation zu Generation weitergegeben wurde.¹⁰ Von dieser spätromantischen Sicht der Tuberkulose als *Arkadien der Krankheit* ist bei Roberto Drummond nichts mehr übriggeblieben: das gestohlene Leben der Felipa überlagert sich mit den Praktiken übler Geschäftemacherei, beherrscht von einer Familie, die im Roman – neben der Schwindsucht – die Hauptrolle spielt. Es ist der Clan der Drummonds.

Das Schloß der Drummonds

«Es war ein Schloß wie im Märchen. In hellen Mondnächten umgab das Schloß mit seinen hellblau gestrichenen Wänden ein Hauch von Magie. Es schien einem Reich des Als-ob zu entstammen, wie dies Tia Viridiana wollte. Es besaß vier Türme, und der höchste von ihnen überragte die vier Stockwerke des Gebäudes wie der Hals einer Giraffe. Hier bezog der Leibwächter Vagalume seinen Wachposten (...). Die Bediensteten des Schlosses waren sieben Zwerge (...), arbeitslose Zirkuskünstler. Ein Mann mit Spitzbart thronete in einem Porträt über dem Wohnzimmer: es war Vó Old Parr.»¹¹

Die Familie Drummond – drei Generationen eines aus Schottland stammenden Geschlechts – ist durch ein engmaschiges Netz inzestuöser Beziehungen verbunden, die jeweils in kritischen Momenten durch eine großzügige Ehedispens der katholischen Kirche abgesegnet wurden. So ehelicht Vó Old Parr, der Stammvater des Clans, seine Nichte Vó Inácia und zieht mit ihr in den *Contestado*, ein umstrittenes Gebiet an der Grenze zwischen den Staaten Minas Gerais und Espírito Santo. Als großer Bewunderer der schottischen Separatisten um William Wallace taufte er seine Söhne sowie den Enkel auf die Namen bekannter Whisky-Marken – White Horse, Red Label, Dimple, Buchanan's – und stirbt in geistiger Umnachtung. Die Witwe Vó Inácia ist die Stammutter der Drummonds: sie leitet den Hof und – nach ihrer Erblindung – die Geschicke des Schlosses, auch wenn ihre Kinder stets versuchen, ihr die Zügel zu entreißen, indem sie ihr wichtige Informationen vorenthalten. Nach der Umsiedlung aus dem von Banditentum und politischen Wirren geschüttelten *Contestado* in die Hauptstadt Belo Horizonte verquickt sich die Geschichte der Familie immer mehr mit derjenigen der Schwindsucht: Tio Dimple, der älteste Sohn, wittert ein Riesengeschäft und kauft im Namen der Drummonds 136 Pensionen mit Sanatoriumscharakter auf. Nacht für Nacht steht er mit seinem *Tossómetro* am Fenster und mißt mit diesem Barometer die Intensität der Hustenanfälle in der Stadt. Allein, er hat die Rechnung ohne den Wirt gemacht: das Streptomycin schlägt das Heer des Generals Koch in die Flucht, die Familie ist ruiniert. Das Schloß, das Landgut und die Kaffeeplantagen im *Contestado* werden versteigert, um die Schulden zu bezahlen. Neben dieser trüben Geschäftemacherei mit der weißen Pest wird die Familie Drum-

⁹ S. Anm. 1, S. 94–95, 272.

¹⁰ Gabriela Nouzeilles, *La ciudad de los tísicos: tuberculosis y autonomía*, in: *Anales de la literatura española contemporánea* 23 (1998), Nr. 13, S. 295–313.

¹¹ S. Anm. 1, S. 176–178.

mond von ihrem Alptraum eingeholt, dem Inzest in Gestalt der Tia Anunciata: «Jede Nacht mit Ausnahme der Montagnacht erschien das Gespenst der Tia Anunciata im Garten des Schlosses und begann zu singen (...). Tia Anunciata schrieb etwas mit Feder und Tinte auf Blätter weißen Papiers, so weiß wie ein Leintuch.»¹² Die Blätter der Tia Anunciata sind der Text des Romans, *O Cheiro de Deus*. Doch nur eine der Personen im Roman wird diesen Geruch Gottes wahrnehmen. Es ist die blinde Großmutter Vó Inácia, und sie beschreibt ihn als eine Mischung aus dem Wahnsinn des Herzens und den Düften des Lebens; die Männer und Frauen dazu veranlassen, vor Liebe zu sterben.¹³

In der christlich-jüdischen Kultur des Abendlandes bezeichnet der Inzest eine sexuelle Beziehung zu einem Menschen, der so eng verwandt ist, daß die Ehe gesetzlich verboten wäre. Freilich ist dieses Tabu stets durchbrochen worden, denn Verbote leben von Übertretungen, darunter mehrmals in flagranter Weise: man denke an die Inkas in Peru, an die alten Herrscher Persiens oder die Ptolemäische Dynastie in Ägypten. Cleopatra war das Ergebnis von mindestens elf Generationen inzestuöser Beziehungen. Es drängt sich somit die Frage auf: ist das Schreckliche an der Inzucht nicht vielmehr das soziale Stigma?¹⁴ Wie dem auch sei, im Kontext des traditionell katholischen Brasiliens vor dem Zweiten Vatikanum gibt es keine ärgere Sünde als Blutschande. So werden alle Mitglieder der Familie Drummond vom Fieber geschüttelt, sobald sie ihrem uneingestanden Verlangen nachgeben, begleitet von Schüttelfrost und nächtlichen Schweißausbrüchen wie bei der Schwindsucht, die sie finanziell über Wasser hält.

Im *Zauberberg*¹⁵ widmet Thomas Mann ein ganzes Kapitel den Forschungen des Hans Castorp. Zu den Phänomenen, die den jungen Mann aus Hamburg und den Autor selbst am meisten interessieren, gehört das Fieber, ein Phänomen voller Widersprüche. Das Fieber – so Thomas Mann – sei eine dämonische Erscheinung, die die Grenzen sprengt und uns in unserer ganzen schrecklichen Nacktheit entblößt. Sind diese Fieberphantasien nicht verwandt mit den schrecklichsten Formen der Liebe? Liegt es nicht nahe, die Fieberphantasien der Kranken mit den moralischen Exzessen der Perversion in Verbindung zu bringen?¹⁶ Was Thomas Mann hier andeutet, ist bei Roberto Drummond vollzogen: Im Sodom und Gomorra der Orgien und der Hustenanfälle – wie Belo Horizonte im Roman bezeichnet wird – überlagern sich Schwindsucht und Inzest, Schuld und Sühne zu einem Alptraum, der fast zwangsläufig an einen amerikanischen Klassiker erinnert – Edgar Allan Poe: *Der Untergang des Hauses Usher*¹⁷: Das Geschwisterpaar Usher lebt in einem düsteren Schloß umgeben von einem Bergsee, bar jeden Kontakts mit der Umwelt. Der Aufbau einer Beziehung außerhalb des Familienkokons ist unmöglich und das Haus Usher mangels Nachkommen dem Untergang geweiht. Auch bei Roberto Drummond lebt der Clan in der irreellen Umgebung eines Märchenschlosses inmitten einer von der weißen Pest belagerten Stadt. Durch inzestuöse Beziehungen zwischen den Generationen zieht sich der Familienkreis immer enger zusammen, bis alle vitalen Reserven der Familie aufgebraucht sind. Die Enkel der Vó Inácia haben keine Nachkommen mehr – Buchanan's liebt krampfhaft tausend Frauen, um sich von seiner Männlichkeit zu überzeugen, Catula liebt ihren Onkel Johnnie Walker, den Werwolf des *Contestado*.

Die Erlösung eines Werwolfs

«Ein Schauer lief meine Beine hinauf. Ist es eine Grippe oder die Zunge einer Frau, fragte ich mich wie in einem Traum, als ich

¹² S. Anm. 1, S. 196–198.

¹³ Ebd., S. 406.

¹⁴ James B. Twitchell, *Forbidden partners: the incest taboo in modern culture*. Columbia University Press, New York 1987, S. 7–26.

¹⁵ Thomas Mann, *Forschungen*, in: *Der Zauberberg*. Roman (Fischer-Taschenbuch 9433), Frankfurt am Main 1999, S. 370–395, besonders 394.

¹⁶ Vgl. Franco Rella, «Al termine della notte» in: *Metamorfosi: immagini del pensiero*. Feltrinelli, Milano 1984, S. 72–82.

¹⁷ Edgar Allan Poe, *Der Untergang des Hauses Usher*, in: *Erzählungen*. Aus dem Amerikanischen von A. von Bosse u.a., Stuttgart 1969, S. 73–96.

mich zum ersten Mal in einen Werwolf verwandelte. Ich betrachtete meine Hände – es waren nicht mehr meine Hände, es waren die Hände eines Werwolfs, ich biß mir in den Arm, um festzustellen, ob es ein Alptraum war, ich biß, bis es blutete, und als ich das Blut sah, wußte ich, daß ich wach war. Ich war zur Hälfte ein Werwolf und zur Hälfte ein Mensch, ich floh, damit mich niemand sehen konnte. Ich fühlte, ich war nicht mehr Herr meiner selbst, meiner Wünsche, meiner Liebe, meines Hasses (...) Ich suchte einen Spiegel (...) und prallte zurück: das Bild des Entsetzens sah mich an. Angst packte mich, die Angst vor mir selbst, die schlimmste Form der Angst (...) ich, der Werwolf des *Contestado*.»¹⁸

Der Wolf ist eigentlich für den Menschen nicht gefährlich. Heutzutage wird der Wolf im Rotkäppchen einem Erwachsenen kaum noch Angst machen; doch die Angst vor Meister Isegrim sitzt tief. Es ist ein Symbol für die Angst vor der Natur, die der Mensch trotz aller Technik niemals ganz beherrschen wird. Die Grausamkeit, mit der der Wolf verfolgt wurde, ist rational nicht zu erklären – der Schaden am Vieh nur ein Vorwand. Seine Ausrottung zielte weniger auf das scheue Tier als vielmehr die Angst der Menschen vor dem Tod. Früher war die Nacht ohne elektrisches Licht viel dunkler als heute. Sie war bevölkert mit Totengeistern. Dunkelheit und Gefahr mischten sich mit dem Geheul der Wölfe, das auf das Böse und Verschlingende hinwies, ohne es wirklich zu verkörpern. Heute erscheint es als unvorstellbar, ein Mensch könne sich in einen Wolf verwandeln. Und dennoch: Meister Isegrim ist ein zähes Tier. Wenn nicht in der Natur der Berge, so lebt er in Sagen und Märchen und in unseren Alpträumen weiter.¹⁹

Im luso-brasilianischen Kulturkreis ist der Glaube an den Werwolf weit verbreitet. Sein wichtigstes Charakteristikum ist seine doppelte Natur – als Mensch und als Wolf, wie im Roman von Roberto Drummond. Nach brasilianischen Vorstellungen²⁰ ist einem Menschen dieser Fluch in die Wiege gelegt. Dieses Mischwesen ist als Mensch bleich, mager, abgezehrt, mit langen

¹⁸ S. Anm. 1, S. 156–157.

¹⁹ Martin Rheinheimer, Die Angst vor dem Wolf. Wolfsglaube, Wolfssagen und Ausrottung der Wölfe in Schleswig-Holstein, in: *Fabula. Zeitschrift für Erzählforschung* 36 (1995), Nr. 1–2, S. 25–78.

²⁰ Luís da Câmara Cascudo, Lobisomem, in: *Dicionário do folclore brasileiro*. Bd. III, 3a ed. rev. e aum. Instituto Nacional do Livro, Brasília 1972, S. 500–501.

ORIENTIERUNG (ISSN 0030-5502)

erscheint 2 × monatlich in Zürich

Katholische Blätter für weltanschauliche Informationen
Herausgeber: Institut für Weltanschauliche Fragen

Redaktion und Administration:

Scheideggstraße 45, CH-8002 Zürich

Telefon (01) 201 07 60, Telefax (01) 201 49 83

Redaktion: Nikolaus Klein, Karl Weber,

Josef Bruhin, Werner Heierle, Pietro Selvatico

Ständige Mitarbeiter: Albert von Brunn (Zürich), Beatrice

Eichmann-Leutenegger (Muri BE), Paul Konrad Kurz (Gauting), Heinz

Robèrt Schlette (Bonn), Knut Walf (Nijmegen)

Preise Jahresabonnement 2001:

Schweiz (inkl. MWST): Fr. 61.– / Studierende Fr. 45.–

Deutschland: DM 78.–, Euro 40.– / Studierende DM 60.–, Euro 31.–

Österreich: öS 550.–, Euro 40.– / Studierende öS 430.–, Euro 31.–

Übrige Länder: sFr. 57.–, Euro 37.– zuzüglich Versandkosten

Gönnernabonnent: Fr. 80.–, DM 100.–, öS 700.–, Euro 50.–

Einzahlungen: ORIENTIERUNG Zürich

Schweiz: Postkonto Zürich 80-27842-8

Deutschland: Postbank Stuttgart (BLZ 600 100 70)

Konto Nr. 6290-700

Österreich: Z-Länderbank Bank Austria AG,

Zweigstelle Feldkirch (BLZ 20151),

Konto Nr. 473009 306, Stella Matutina, Feldkirch

Druck: Druckerei Flawil AG, 9230 Flawil

Abonnements-Bestellungen bitte an die Administration.

Das Abonnement verlängert sich automatisch, wenn die

Kündigung nicht 1 Monat vor Ablauf erfolgt ist.

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion.

Ohren und aufgerichteter Nase. Der Werwolf wird als einziger Sohn in eine Familie mit sieben Töchtern geboren. Mit dreizehn Jahren verläßt er nachts das Haus und begibt sich an einen Ort, an dem sich eine Stute am Boden gewälzt hat, und verwandelt sich in einen Werwolf. Um ihn zu erlösen, genügt es, den Werwolf zu verletzen. Der Retter darf jedoch nicht mit dem Blut des Werwolfs in Berührung kommen, sonst ereilt ihn das gleiche Schicksal.

Im Roman von Roberto Drummond werden die Dinge etwas anders dargestellt: Tio Johnnie Walker, der Werwolf des *Contestado*, wird von einer Wölfin gesäugt, da die Mutter zu wenig Milch hat. Er ist – wie alle Drummonds – das Ergebnis inzestuöser Beziehungen. Die Metamorphose Tio Johnnie Walkers findet immer bei Vollmond statt. Dabei wirft er seiner Nichte Catula eine rote Nelke zu. Die Zuneigung wird erwidert, der Werwolf durch Inzest gerettet: Catula spricht zu ihm in lateinischer Sprache – der Sprache der Kirche – und küßt ihn auf den Mund. Sie wird schwarz, er wandelt sich zum normalen Sterblichen.

* * *

«Die Zeit», sagt Großmutter Vó Inácia im Roman, «ist der größte Tyrann, den es gibt. Sie zwingt uns ihren Willen auf (...). Wir können die Waffen ergreifen gegen Diktatoren und sie stürzen (...). Aber wir können nicht zu den Waffen greifen und einen Krieg gegen die Zeit anzetteln.»²¹ Im *Zauberberg* von Thomas Mann begleiten wir Hans Castorp auf eine Bahnfahrt in die Berge, auf eine Reise in eine zeitlose Gegend, wo Vernunft und Instinkt sich gegenseitig aufheben, bis der Krieg den künstlichen Kokon zerstört und das Fieber, das nur die Kranken erfaßte, auch die Gesunden zerstört. Zwischen Tod und Krieg liegt die Faszination des Kurortes – hier Davos, dort Riva del Garda oder Marienbad. Bei Roberto Drummond wird die Zeit ebenfalls aufgehoben. Es ist die endlose Zeit der blinden Stammutter – Vó Inácia – die im Zwiegespräch mit ihrer Flinte auf den Geruch Gottes wartet, um den Verstand nicht zu verlieren. Die fragwürdige Faszination des Kurortes Belo Horizonte mit seinen Sanatorien, Pensionen und dem surrealen Schloß der Drummonds täuscht ein Arkadien der Krankheit nur vor: der Zerfall des Clans Drummond ist gleichbedeutend mit einem Fieberschub zwischen zwei Diktaturen, derjenigen des *Estado Novo* von Getúlio Vargas (1937–1945) und dem Regime der Generäle (1964–1985).

Roberto Drummond (*21.2.1933) zählt heute zu den bekanntesten brasilianischen Gegenwartsautoren. Er begann 1957 als Journalist für die *Folha de Minas* zu schreiben, danach für die Zeitschriften *Binômio* und *Alterosa*, die beide nach dem Militärputsch vom 1.4.1964 verboten wurden. Jahrelang war er als Fußballreporter tätig und publizierte daneben seine Romane und Erzählungen. Der Roman *Hilda Furacão* (1991) wurde von der Fernsehkette TV Globo verfilmt und machte ihn in ganz Brasilien bekannt.²² Sein neuester Roman, *O Cheiro de Deus*, ist das Ergebnis zahlreicher Reportagen bei Ärzten, Patienten und Pflegern der ehemaligen Lungensanatorien. Gleichzeitig ist das Buch eine Hommage an die literarischen Vorbilder des Autors – Gertrude Stein, Virginia Woolf und Emily Brontë.

Der erste Dichter der Schwindsucht war vermutlich der indische Arzt Susruta, der im 10. Jahrhundert vor Christus die Krankheit mit dem Mond verglich, der kalten Göttin der Nacht.²³ Zahllose Dichter folgten, darunter in Brasilien namhafte Vertreter der Romantik und des Modernismus. In Europa schien das Thema nach dem Erscheinen des *Zauberbergs* (1924) erschöpft. Roberto Drummond hat das Gegenteil bewiesen und mit *O Cheiro de Deus* einen Jahrhundertroman über Schuld und Sühne, Inzest und Krankheit geschaffen, einen brasilianischen *Zauberberg* zwischen dem Geruch der Heiligkeit und dem Bannstrahl der Verdammnis.

Albert von Brunn, Zürich

²¹ S. Anm. 1, S. 47.

²² Isabelle Stroun, Roberto Drummond. Editions L'Harmattan, Paris 1993, S. 6–13.

²³ Michele Anzalone, Negli orti della regina: malati tra invenzione e realtà. (Saggi; 18). Boni, Bologna 1977, S. 15.